

Justin Heinrich Knecht und Biberach – Aspekte einer reichsstädtischen Musikerexistenz

I. Biographische Skizze bis zu Knechts Berufseinstieg und Familiengründung

1. Einleitung: „Producte von 2. Biberachern“

Beginnen wir mit dem Ende: Im Jahr 1816 stand die Hochzeit des württembergischen Kronprinzen Wilhelm (1781–1864) an. Die seit zehn Jahren Württemberg einverleibte ehemalige Reichsstadt Biberach und das gleichnamige Oberamt sann auf geeignete Gaben, mit denen sie sich von der Masse der württembergischen Munizipalstädte und Oberämter abheben und ihren künftigen König gewogen machen könnten. In den als liberal geltenden Kronprinzen setzte die Stadt große politische Hoffnungen, nachdem das Verhältnis zu seinem despotisch regierenden Vater König Friedrich I. sich schwierig gestaltet hatte. Man wartete mit dem Besten auf, was man zu bieten hatte. Schließlich verfügte die Stadt über gleich zwei Aushängeschilder – und das im übertragenen wie im wörtlichen Sinn, wie das Firmenzeichen der Kickschen Musikalienhandlung von 1783 zeigt, wo Werke Justin Heinrich Knechts und Christoph Martin Wielands „Alceste“ sich in entsprechend bezeichneten Schubladen im Bildhintergrund verbergen (Abb. 1). Der Chronist Johann Konrad Kraus berichtet, dass dem Kronprinzen „im Namen der hiesigen Stadt und des Amts, Wielands sämtliche Werke samt 2. musikalischen Werken von unserm Music-Director Knecht, als Producte von 2. Biberachern zum Hochzeit-Praesent“ überreicht wurden.¹ Christoph Martin Wieland war zu diesem Zeitpunkt seit drei Jahren tot, Justin Heinrich Knecht, seit einem Schlaganfall im Jahr 1814 angegriffen, hatte noch ein Jahr zu leben. Welches Werk Knechts man außer seinem „Elementarwerk der Harmonie“² zusammen mit Wielands sog. Fürstenausgabe vor dem Transport an den Stuttgarter Hof „sehr schön binden ließ“,³ erfahren wir nicht. Wieland und Knecht werden hier in einem Atemzug und auf Augenhöhe genannt. An diesem Punkt setzt die in der Literatur in Variationen immer wieder diskutierte Frage an, ob Knecht Talent und Potenzial zu einem wirklichen musikalischen Durchbruch besessen hätte, wäre seine Ausgangsbasis günstiger gewesen. Was wäre geschehen, wenn er eine Förderung genossen hätte, die jener Wielands vergleichbar gewesen wäre?⁴ Ist Haydns Äußerung von 1802 über den Biberacher Kollegen ernst zu nehmen, wonach er beglückt wäre, jenen „Lorbeerkrantz zu verdienen, dessen alle Componisten

(besonders aber Knecht) würdig sind“?⁵ Eine Briefloskel oder echte Wertschätzung gegenüber dem im politischen Auslaufmodell seiner kleinen heimatlichen Reichsstadt mit ihren begrenzten Möglichkeiten gefangenen Knecht?

Um einige Aspekte der spezifisch reichsstädtischen Musikerexistenz Knechts zu umreißen, werden im Folgenden zwei Arten von Quellen herangezogen, die von der Knecht-Forschung noch nicht ausgewertet oder aber nur gestreift wurden: die evangelischen Scholarchatsprotokolle und Wielands Briefwechsel. Die Scholarchatsprotokolle, die Knechts Herkunft, Kindheits- und Jugendjahre beleuchten, deuten auf familiäre Hemmnisse hin, insbesondere auf einen Vater, der Chance und Risiko zugleich war. Während sich aus ihnen die Hintergründe der reichsstädtischen Weichenstellung im Musikerleben Knechts herausdestillieren lassen, spiegeln sich in Wielands Briefwechsel Knechts schwierige berufliche Situation und die eher halbherzigen Versuche des arrivierten Landsmanes wider, dem Jüngeren aus seiner Biberacher Sackgasse herauszuhelfen.

Hier scheinen im Hintergrund die kontrastierenden Bilder zweier Hochbegabter auf: Auf der einen Seite der im In- und Ausland gefeierte und vielfach geehrte Wieland, der schon in jungen Jahren von exzellenten Bildungsangeboten profitierte, um mit 36 Jahren seiner Heimatstadt für immer den Rücken zu kehren, in der er zehn Jahre lang dem äußerst einträglichen Brotberuf des Kanzleiverwalters nachgegangen war. Auf der anderen Seite Knecht, der erst mit Mitte Fünfzig die Chance auf einen größeren und im Vergleich mit Biberach geradezu mondänen Wirkungskreis bekam, den hohen Rollenerwartungen aber nicht entsprechen konnte, nachdem er in jungen Jahren einen auf die kirchenmusikalischen und schulischen Erfordernisse seiner Heimatstadt zugeschnittenen Bildungsweg absolviert und sich hier über zwei Jahrzehnte als Präzeptor und 35 Jahre lang als Musikdirektor betätigt hatte. Während Wieland mit neunzehn die Universität verließ, um sich jahrelang im Austausch mit der lokalen Geisteselite im anregenden Milieu Zürichs und Berns auf eigene Faust weiterzubilden, war Knechts äußerer Bildungsweg mit 19 Jahren bereits beendet. Im Unterschied zu Wieland, der aufgrund erster in Tübingen erworbener literarischer Meriten in der Schweiz in Johann Jakob Bodmer (1698–1783) einen Förderer und Mentor fand, war Knecht auf einen eher rechnerischen Mäzen angewiesen: den Evangelischen



Abb. 1 : Aushängeschild der Musikalienhandlung Johann Maximilian Kick 1783. Im Bildhintergrund vier mit den Aufschriften „Knecht“, „Alceste“, „de Gluck“ und „Symphonia“ versehene Schubladen

Rat. Anders auch als der Studienabbrecher Wieland nutzte Knecht seine Ausbildungszeit zum Erwerb von Fachkenntnissen, die er dem Evangelischen Rat gegenüber in Zeugnissen nachzuweisen hatte.⁶ Knecht war im Gegensatz zu Wieland schon während seiner Ausbildungszeit genötigt, durch Privatunterricht zu seinem Lebensunterhalt beizutragen. Wieland hatte sich in seinen Bildungsjahren dank väterlicher Vorsorge und Umsicht in einer relativ komfortablen Lage befunden, Knecht nicht. Deshalb zunächst ein Blick auf die Elternhäuser der beiden Biberacher Aushängeschilder, um im weiteren Verlauf den problematischen Vater Knechts näher ins Auge zu fassen.

2. Herkunft und Elternhaus

Wieland kam in dem zum Biberacher Spitalterritorium gehörenden Oberholzheim zur Welt, wo sein

Vater vor seiner Versetzung nach Biberach Pfarrer war. Die Familie lebte in bescheidenen Verhältnissen, weil das evangelische Kirchen- und Schulwesen in der Reichsstadt Biberach finanziell knapp ausgestattet war, was letztlich der 1649 eingeführten Parität und dem damit einhergehenden Normaljahr 1624 zuzuschreiben war. Gleichwohl führte der durch bildungsbürgerliche Traditionen des protestantischen Pfarrhauses vorgezeichnete Weg Christoph Martin Wieland wie schon etliche seiner Vorfahren auf die Universität. Einige hatten die höchsten politischen Ämter besetzt, bevor der Großvater sich dem Pfarrerstand zuwandte. Christoph Martin Wielands Eltern Thomas Adam und Regina Katharina Wieland führten ein ruhiges und gesittetes Leben, das den strengen sozialen Normen entsprach, die an eine Pfarrersfamilie gestellt wurden.

Anders die Knechts. Justin Heinrich Knechts Vorfahren sind seit dem 17. Jahrhundert am Obstmarkt



Abb. 2: Justin Heinrich Knechts Elternhaus, Obstmarkt 3 (links im Bild), undatierte Aufnahme Stadtarchiv Biberach, Bestand der Gesellschaft für Heimatpflege O 1.3 gfh

nachgewiesen. Seinem Urgroßvater Johann Adam Knecht dem Älteren, einem Büchschenschter, hatte noch das imposante Gebäude Obstmarkt 1 gehört,⁷ sein als Einzelkind aufgewachsener Großvater Johann Adam Knecht der Jüngere (1698–1759) besaß 1736 nur noch das obere Stockwerk des Hauses Obstmarkt 3.⁸ (Abb. 2) Der soziale Abstieg von der Urgroßvater- zur Großvatergeneration ist unverkennbar. Johann Adam Knecht der Jüngere ging nach Aussage seines einzigen Sohnes Johann Georg Knecht (1722–1773), des Vaters Justin Heinrich Knechts, einer „schlechten Profession“ nach, d. h. sein Handwerk als Bein- und Holzdreher war wenig einträglich.⁹

3. Der Preis für ein Studium: Johann Georg Knechts Konversion

So angepasst Wielands Vater Thomas Adam Wieland war, so unangepasst war Knechts Vater Johann Georg Knecht. 1740 wurde von der evangelischen Schulbehörde, dem Scholarchat, ein Vorfall protokolliert, der gegen ein im paritätischen Biberach geltendes Tabu verstieß und deshalb seinen Schatten noch auf Justin Heinrich Knechts Leben warf. Der Eklat wurde von einem damals Siebzehnjährigen ausgelöst, in dem wir sogleich Knechts Vater erkennen werden. Dieser hatte das evangelische Alumnat durchlaufen, eine 1590 gegründete Einrichtung für an der evangelischen Lateinschule ausgebildete Chorknaben, die meist ökonomisch und sozial angespannten Verhältnissen entstammten.¹⁰ In den Anfangszeiten hatte das Alumnat noch eine zentrale Rolle bei der Begabtenförderung und der Rekrutierung akademischen Nachwuchses gespielt. Die ehemals selbst daraus hervorgegangene evangelische Elite hatte die Aufstiegsmöglichkeiten der Alumnen nach 1650 jedoch rigoros beschnitten, um die berufliche Existenz der eigenen Nachkommen zu sichern. Ob sich Johann Georg Knecht dagegen auflehnte, verraten die Quellen nicht explizit, sein Werdegang lässt aber darauf schließen. Der junge Knecht, so ist im Scholarchatsprotokoll vom 15. Januar 1740 zu lesen, sei während des letzten Weihnachtssingens von seinem Chor weggelaufen und inzwischen im Kloster Schussenried von seinem angestammten evangelischen Glauben abgefallen.¹¹ Ein Glaubenswechsel war im paritätischen Biberach meist gleichbedeutend mit einer Verzweiflungstat, mit der sich jemand einer ausweglosen Situation entziehen wollte. So meinte denn auch der Rektor der Lateinschule, Christian Seyfried, 1741

im Rückblick, dass der junge Knecht nur katholisch geworden sei, weil ihm eine berufliche Perspektive gefehlt habe.¹² Die Erlernung eines Handwerks lehnte dieser ab, nachdem er sechs Jahre lang die Lateinschule besucht hatte. Er strebte auf eine Akademie. Unterstützung bei der Realisierung seiner Ziele, die ihm von den eigenen Glaubensgenossen verweigert worden war, erhoffte sich Johann Georg Knecht nun von katholischer Seite.

Tatsächlich intervenierte der Katholische Rat 1743 mit einem Empfehlungsschreiben für den „von aller Welt gleichsam verlassenen Menschen“, von dem wir nicht wissen, wie er die Jahre seit seiner Konversion überbrückt hatte,¹³ beim Rektor der Universität Graz um eine Stelle.¹⁴ Andernfalls, so heißt es weiter, könne der musikalisch begabte Knecht sich kein Studium leisten. Offenbar setzte er auf die Musik. Am 18. Dezember 1743 schrieb sich der „Civis, Svevus, Piberacensis“ Johann Georg Knecht an der Jesuitenuniversität Graz im Fach Logik – einem Element des Triviums, des Grundstudiums also – ein.¹⁵ Wie lange er dort studierte, ist unklar. Er verließ die Universität ohne akademischen Abschluss.

4. Johann Georg Knechts Rückkehr und Rekonversion

1749 kehrte Johann Georg Knecht aus Wien nach Biberach und in den Schoß der Evangelischen Kirche zurück.¹⁶ Eine Existenzgründung war ihm nicht gelungen. Seit seinem Religionswechsel hatte er sich erfolglos darum bemüht, in fremden Kanzleien beruflich Fuß zu fassen. Demütig stellte er dem Evangelischen Rat sein Scheitern und seinen „elenden Zustand“ vor Augen, als er sich um eine Zulassung zur Biberacher Stadtkanzlei bewarb. Dort fing er ganz unten an: als Kanzleiaccessist, der nur nach tatsächlichem Arbeitsanfall bezahlt wurde. Für den Hungerlohn von 2 fl. jährlich wurde er darüberhinaus „zur Orgel u: Music [...] angenommen“¹⁷ – prekäre Verhältnisse also. Drei Wochen später dann die überraschende Wende: Unter heftigem Protest der Prediger, die Zweifel an Knechts Beständigkeit im evangelischen Glauben hatten und ihn nicht „zu einem so wichtigen officio so schnell befördern“ wollten, bestellte der Evangelische Rat ihn im November 1749 zum Kollaborator an der Lateinschule.¹⁸ Die heftig protestierende Geistlichkeit, so geht aus dem von Thomas Adam Wieland geführten Scholarchatsprotokoll hervor, befürchtete eine Infizierung

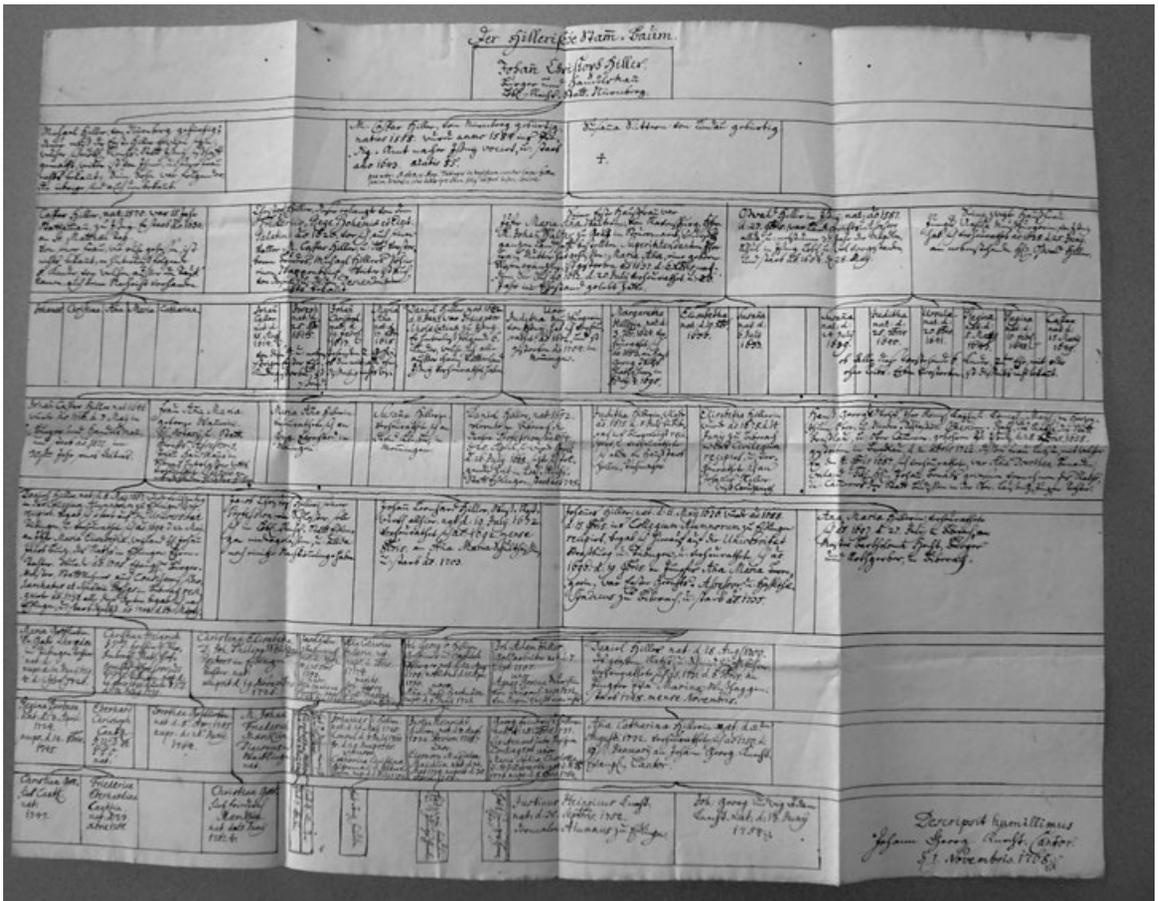


Abb. 3: Stammbaum Hiller, den Johann Georg Knecht zu einem Zeitpunkt anfertigte, als sein Sohn schon „Alumnus zu Eßlingen“ war
Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach, Bestell-Nr. 3816

der Jugend mit papistischen Irrtümern. Knecht war innerhalb der Lateinschule für die unterste Klasse zuständig, in der in deutscher Sprache unterrichtet wurde.¹⁹ Ob damit von Anfang an die musikalische Ausbildung der Alumnus einherging, bleibt unklar. Im Lauf der Zeit nahm die musikalische Betätigung Knechts aber immer breiteren Raum ein.

5. Schuldienst und Heirat: Einbindung in das von Hiller'sche Klientelsystem

Johann Georg Knechts Einstellung, bei der alle geltenden Regeln hintangestellt wurden, begründete ein Klientelverhältnis zu der politisch dominierenden Familie von Hillern. Anstelle des im April 1749 vom Kaiser des Amtes suspendierten evangelischen Bürgermeisters Johann Gottlieb Gaupp²⁰ beherrschte der Spitalpfleger Johann Georg von Hillern (1700–1760) zu jener Zeit die Politik des Evangelischen Rats. Allein familiäre Interessen bestimmten Knechts Aufnahme in den Schuldienst, denn er verheiratete sich im Januar 1750 mit

der Halbwaise Anna Katharina Hiller (1732–1783), der Tochter des Großen Rats Daniel Hiller (1700–1748). Daniel Hiller aber war, wie in dem von Johann Georg Knecht angefertigten Stammbaum zu sehen, der Bruder des alles bestimmenden Johann Georg von Hillern, die Braut also dessen Nichte.²¹ (Abb. 3) Die Familie Hiller konnte eine ihrer Töchter standesgemäß an einen Mann verheiraten, dem sie zuvor ungeachtet seines religiösen Tabubruchs eine Lehrerstelle zugeschanzt hatte. Als Bürgermeister Gaupp im Dezember 1749 wieder in sein Amt zurückkehrte, übte er heftige Kritik an dieser „Vetterles=Wahl“ und wies darauf hin, dass „die mariage mit des H. Daniel Hillers Tochter schon etlich Wochen vorher [vor der Wahl Knechts zum Kolaborator] in Geheim zustand gekommen seye.“²²

1752 wurde das erste Kind des Lehrerehepaars Knecht geboren. In Anbetracht des Patronageverhältnisses war es nur folgerichtig, dass es vom Cousin der Kindsmutter, Justin Heinrich von Hillern (1732–1792), einem Sohn des Spitalpflegers, aus der Taufe gehoben wurde und dabei dessen Vornamen erhielt.²³ (Abb. 4)

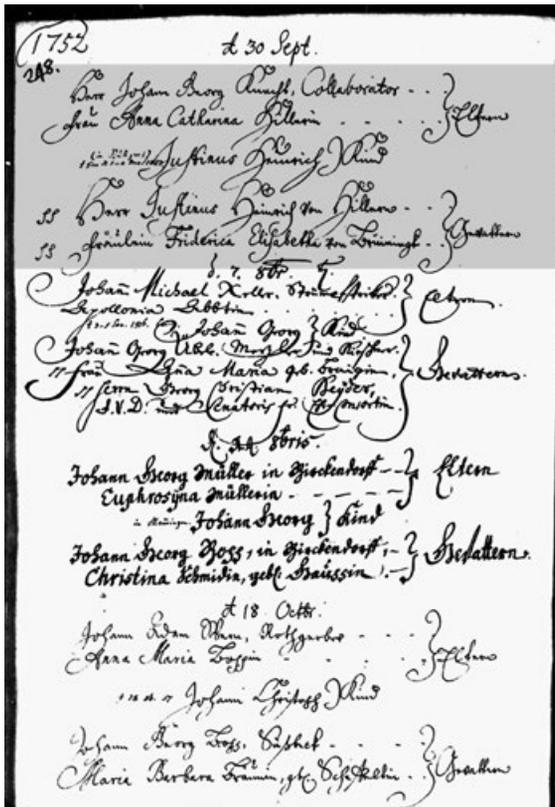


Abb. 4: Evangelisches Taufregister 1752
Landeskirchliches Archiv Stuttgart,
Dekanatsarchiv Biberach, Bestell-Nr. 3000

auf die besser dotierte Stelle des Spitalschulmeisters zu wechseln.³⁰ Knecht hatte neben seinem festen Gehalt fast keine Einnahmen mehr aus Schulgeld.³¹ Die Familie, in die Justin Heinrich Knecht 1752 hineingeboren wurde, litt unter massiven Geldproblemen. Einer ersten Kreditaufnahme bei der Evangelischen Kasse über 50 fl. in Justin Heinrich Knechts Geburtsjahr³² folgte 1758 eine weitere über dieselbe Summe.³³ Schließlich war der Kollaborator der Evangelischen Kasse offenbar nicht mehr kreditwürdig und wandte sich deshalb an die Katholische Kasse. Diese verklagte ihn 1760 wegen einer Schuldforderung beim Landgericht.³⁴

7. Ein talentierter Sohn: Justin Heinrich Knecht

So hatte es auch finanzielle Gründe, als ein Jahr später der neunjährige Justin Heinrich Knecht erstmals im Kontext des von seinem Vater geleiteten Weihnachtsgesangs als Musiker in Erscheinung trat. Der Kollaborator erhielt einen Bonus für „seinen in dieser Zeit über sich wohlhaltenden Sohn“, der außerplanmäßig mitgewirkt hatte, da er zu dieser Zeit noch nicht im Alumnat war.³⁵ Das Scholarchat beschloss, „nach dem augenscheinlichen Muster des in der Prob zu allerseitiger Zufriedenheit in der vocal- und instrumental-Music gut erfundenen jungen Knechtes“ künftig ein Vorbereitungsjahr für das Alumnat einzuführen.³⁶ Das Lob galt auch seinem Vater, dem die Unterweisung des Sohnes bis dahin allein oblegen hatte.

Johann Georg Knechts Rolle bei der musikalischen Heranbildung seines Sohnes ist in Justin Heinrich Knechts erster Biografie in der Musikalischen Real-Zeitung 1790 angerissen, deren ungenannter Verfasser über intime Kenntnisse verfügt haben muss.³⁷ Darin wird auf Johann Georg Knechts „eingeschränkte Kenntnisse in der Tonkunst“ hingewiesen, die es ihm nicht erlaubt hätten, abgesehen von Gesangs- und Violinunterricht „sein Genie [Justin Heinrich also] selbst zu bilden“; er habe sich damit begnügen müssen, seinen Sohn zu ermuntern.³⁸ Wie so oft verletzte Johann Georg Knecht auch dabei geltende Regeln. So erhielt er im Dezember 1761 eine harsche Abfuhr, als er mit der Forderung an den Evangelischen Rat herantrat, dem ihm unterstellten „Choro Musico“ drei Trompeten, die er bereits aus Nürnberg bezogen hatte, aus Mitteln der Evangelischen Kasse zu finanzieren.³⁹ Der übliche Weg wäre eine der Bestellung vorausgehende demütige Supplik an den Rat gewesen. Knecht blieb infolge seiner Eigenmächtigkeit auf den Kosten für die Trompeten sitzen. Ob seine Söhne – 1754 war Justin Heinrich Knechts jüngerer Bruder Johann Georg Ludwig Adam geboren worden – darauf übten,

So bestand die Chance, dass die Vetterleswirtschaft ihre Kraft auch in der nächsten Generation entfalten konnte und nicht mit dem Tod des alten Spitalpflegers von Hilfern enden würde. Ob das Ehepaar Knecht sich bereits bei seiner Heirat 1750 in der elterlichen Wohnung des Bräutigams am Obstmarkt 3 einrichtete, Justin Heinrich Knecht also hier geboren wurde, geht aus den Quellen nicht hervor, ist aber anzunehmen.²⁴ 1769 ist Kollaborator Knecht als Mitbesitzer des Hauses nachgewiesen.²⁵ Sein Vater war seit zehn Jahren tot, seine Stiefmutter im Jahr 1768 im Spital gestorben.²⁶

6. Geldprobleme

Johann Georg Knechts berufliche Laufbahn verlief wenig glücklich. Um 1753 beklagte er den „kläglichen Verfall“ der Schulen.²⁷ In Wirklichkeit war er selbst Teil des Problems. Da die meisten Eltern ihre Söhne keinem Rekonvertiten anvertrauen wollten, boykottierten sie seinen wie damals üblich in weitem Maß der religiösen Unterweisung dienenden Unterricht, von dem ein von Knecht selbst gefertigter Stundenplan zeugt.²⁸ Notgedrungen richtete der Rat daraufhin noch im selben Jahr einen Teil der dem Präzeptor Johann Georg Doll unterstellten zweiten Lateinklasse als deutsche Schule ein, in der es nach Auskunft der dorthin abgewanderten Schüler „weit lustiger zugehe“ als bei Knecht.²⁹ 1755 mißlang der Versuch des in der Kritik stehenden Kollaborators,

Hubertusburger Frieden mit.⁵⁶ (Abb. 5) Im Folgejahr war er in der Rolle eines Engels zu sehen.

8. Ein patrizierender Sohn – Kritik an nicht standesgemäßem Verhalten

Der Biographie von 1790 zufolge begann Justin Heinrich Knecht im zwölften Lebensjahr mit der Komposition eigener Singspiele für die Biberacher Bühne. Dort ist ein Stück mit dem Titel „Abel und Kain“ genannt,⁵⁷ das im Einschreib-Buch der Komödiantengesellschaft nicht erwähnt ist. Während sich in Wielands Briefwechsel keine Anhaltspunkte dafür finden, betont der unbekannte Knecht-Biograph, Wieland sei in jener Zeit auf das „aufkeimende Genie“ Knechts aufmerksam geworden und habe „zu seiner Ausbildung beizutragen“ versucht, indem er ihm Musikalien aus eigenem Besitz zugänglich machte und ihn in der italienischen Sprache unterwies. Auch die musikalische Praxis hatte Wieland demzufolge im Auge. Er führte Vater und Sohn Knecht auf dem Schloss des Grafen Anton Heinrich Friedrich von Stadion in Warthausen ein, wo sie freien Zutritt zur Hauskapelle erhielten und mit den Werken der führenden Komponisten der Zeit vertraut gemacht wurden.⁵⁸

An dieser Stelle sind wiederum die Scholarchatsprotokolle näher ins Auge zu fassen, die indirekt Knechts Umgang mit der Warthäuser Schlossgesellschaft bestätigen, freilich von einer Warte, die jener des Biographen diametral entgegengesetzt ist. Während in Justin Heinrich Knechts Biographie seine Einführung in die musikalische Aufführungspraxis in Warthausen als unverzichtbar für seine weitere Entwicklung begriffen wurde, war die Biberacher Sichtweise ablehnend. Dies hing mit einer politischen Zäsur im Jahr 1765 zusammen, durch die der Familie Knecht plötzlich ein schärferer Wind entgegenwehte. Von 1749 bis 1760 hatte Spitalpfleger Johann Georg von Hillern seine schützende Hand über die Familie seiner Nichte Anna Katharina Knecht gehalten, eine Rolle, die dessen 1760 in das evangelische Bürgermeisteramt gelangter Sohn Johann von Hillern (1725–1765) übernommen hatte. Als der Bürgermeister im Sommer 1765 starb, folgte ihm Andreas Benedikt von Zell (1729–1794) im Amt nach, das er bis 1791 ausübte. Mit diesem Machtwechsel gehörte das Patronageverhältnis von Hillern – Knecht der Vergangenheit an. Unter von Zells Vorsitz häuften sich im Evangelischen Rat und im Scholarchat nicht nur die gegen Johann Georg Knecht gerichteten Verwarnun-

gen, sie nahmen auch signifikant an Schärfe zu. Als Dekan Volz um 1800 ein Seelenregister über die evangelische Gemeinde anlegte, vermerkte er bei der Person Johann Georg Knechts die gravierendsten Maßregeln, auf die er im Scholarchatsprotokoll gestoßen war.⁵⁹ Das Seelenregister kommt in diesem Fall einem Sündenregister gleich. Wegen „Saumseligkeit des Sorglosen Collabor. Knechten“ entzog der Rat ihm 1765 die Leitung des Weihnachtssingens, durch die eine Extraeinnahme in die Knechtsche Familienkasse geflossen wäre.⁶⁰

Im Januar 1766 wurden Vater und Sohn gemeinsam vor das Scholarchat zitiert.⁶¹ Auch der mittlerweile dreizehnjährige Justin Heinrich Knecht, der bisher durch sein herausragendes musikalisches Talent nur positiv aufgefallen war, stand plötzlich in der Kritik. Er drohte durch eigene Unangepasstheit in den Abwärtsstrudel mit hineingerissen zu werden, der seinen Vater erfasst hatte. Der heftige Rüffel des neuen Bürgermeisters galt Vater und Sohn gleichermaßen. Im Protokoll heißt es: „Die [...] höchstargerlich- sündlich- und unverantwortliche *Aufführung* des so oft vergeblich gewarnt- und mehr als 1.mal alle gradus admonitionis nur verspottenden *Collaboratoris Knechten* und seines patrizirenden *Sohnes* im Alumnat wurden hierauf dem [...] Mann [...] mit einer so nachdrücklich; als befolgungswürdigen Rede eyfrigst vorgehalten [...] und Er, Knecht u: Sohn, mit dem Ernsthaftesten Bedeuten in seine völlige Schrancken dermaßen eingewiesen; daß auf den ersten contravenirenden Casum, man ihme gewiß seine unerlaubte ausschweifungen mit allem Nachdruck gereuend machen werde.“ Man drohte mit disziplinarischen Maßnahmen. Das Etikett „patrizierend“, das Justin Heinrich Knecht 1766 angeheftet wurde, findet sich in den einschlägigen zeitgenössischen Nachschlagewerken nicht. Er dürfte sich herleiten von dem Begriff „Patrizier“ und ein allein der reichsstädtischen adligen Führungsschicht vorbehaltenes Verhalten meinen, dessen sich der Lehrersohn unter Missachtung der Standesgrenzen schuldig gemacht hatte. Justin Heinrich Knecht schwang sich über seine eigene Sphäre hinaus.

Verkehrte er nach Ansicht Bürgermeister von Zells etwas zu oft auf Schloss Warthausen? Der Wirtschaftsboykott, den der Bürgermeister im April 1766 gegen die Grafschaft Warthausen und andere Nachbarherrschaften vom Zaun brach,⁶² dürfte auch Justin Heinrich Knechts Kontakte zur Stadionschen Hauskapelle abrupt beendet haben. Damit befand er sich, um von Zells

Rüge im Wortlaut aufzugreifen, wieder innerhalb der ihm durch Geburt zugewiesenen „völligen Schranken“. Von Zell, Sohn eines Predigers und Enkel eines Grautuchers, der seinen Weg an die Spitze des Gemeinwesens durch den Erwerb des Adelstitels 1753 gebahnt hatte, beharrte wie andere soziale Aufsteiger auch auf strikter Einhaltung der ständischen Ordnung und auf gesellschaftlichem Abschluss nach unten. Das kreative Ausnahmetalent Justin Heinrich Knecht, das auch später mit Dünkelhaftigkeit und Kleingeisterei zu kämpfen hatte, sah sich erstmals mit den groben Instrumenten aus dem Werkzeugkasten der Ständegesellschaft konfrontiert.

9. Justin Heinrich Knechts Flegeljahre

Kurz zuvor, im März 1766, hatte Bürgermeister von Zell die Entlassung Johann Georg Knechts aus dem Schuldienst durchgesetzt,⁶³ nachdem erstmals offen ausgesprochen worden war, dass er „bey der Music eben so Brauchbar als zum Schulwesen Unqualificirt“ sei⁶⁴ – eine harsche Kritik an der von Hillernschen Stellenpolitik und dem nunmehr beseitigten von Hillernschen Klientelwesen also. Knechts Pate Justin Heinrich von Hillern, der Bruder des verstorbenen Bürgermeisters Johann von Hillern, saß zwar seit August 1765 im Inneren Rat, nicht jedoch an vorderster Stelle.⁶⁵ Das Salär des zum Kantor degradierten Johann Georg Knecht wurde um 30 % auf 134 fl. gekürzt.⁶⁶ Neben der Kantorei durfte Knecht noch der „freyen Praxis Musica“ nachgehen, um sich etwas dazuzuverdienen. Man hatte Grund, ihn zu „einer Unklagbaren Conduite“ zu ermahnen. Die Perspektiven für eine dem Talent seines Sohnes Justin Heinrich angemessene Ausbildung hatten sich durch den politischen Machtwechsel und die Degradierung Johann Georg Knechts schlagartig verdüstert. Verschärfend kam hinzu, dass auch der sich mittlerweile wohl in der Pubertät befindliche Justin Heinrich Knecht Anlass zu Kritik bot.

So galt ein Tagesordnungspunkt in der Sitzung des Scholarchats am 7. Januar 1767 dem Vierzehnjährigen und seiner Einstellung zur kirchlichen Autorität: „Endlich wieß man den zur Music allein sich qualificirenden Alumnum Knecht zu fleißigerem Besuch derer Gottesdienste und zur vesteren Sezung in denen Relig: Säzen um so nachdrücklicher an; je saumseliger, leyder! sein Vater, Cantor Knecht, biß her darinnen gewesen, und je mehr außer seinem nöthigen Seelen-Heyl, die etwa-nige künftige Situation seines metier in der Fremde

anderer religionen es erfordern würde.“⁶⁷ Nicht nur dem Vater, der durch seinen Religionswechsel für immer stigmatisiert war, warf man religiöse Lauheit und konfessionelle Indifferenz vor, sondern auch dem Sohn. Die Scholarchen gingen zu diesem Zeitpunkt noch von einer Laufbahn Justin Heinrich Knechts außerhalb seiner Heimatstadt aus, was vor ihrem reichsstädtischen Erfahrungshorizont vorrangig die Betätigung als Kirchenmusiker bedeutete. Mit Blick auf die berufliche Zukunft des jungen Knecht stellte es sich deshalb als besonders problematisch dar, dass seine konfessionelle Sozialisation nicht wunschgemäß verlief. Es wurde befürchtet, er könnte sich bei seinem Vater mit religiöser Indifferenz infiziert haben und den konfessionellen Anfechtungen in der Fremde nicht standhalten. Im Januar 1768 wiederholten sich nun schon im dritten Jahr in Folge die Klagen über den Kantor und „seinen Sohn, den Alumnum“, den der Vater „fleißiger zur Schul und öffentlichen Gottesdienst anzuhalten“ habe.⁶⁸ Knechts religiöse Offenheit, die später die Auf-führung von Haydns „Die Schöpfung“ als konfessions-übergreifendem Gemeinschaftswerk ermöglichte, war offenbar schon in jungen Jahren angelegt worden.

10. Zukunftspläne: Esslinger Alumneum und anschließender Universitätsbesuch

Justin Heinrich Knechts Lateinschulzeit ging 1767 zu Ende. Sein Vater wandte sich Anfang September mit einem Gesuch an den Evangelischen Rat, in dem er den Wunsch des Sohnes vortrug, nun auf das renommierte Alumneum der Reichsstadt Esslingen zu gehen, das der Heranbildung von Lehrern und Kirchenmusikern gewidmet war.⁶⁹ Da der Kantor sich aufgrund der „notor. Unzulänglichkeit seiner eigenen Mittlen“ außerstande sah, seinen Sohn für das Alumnat auszu-statten, bat er den Evangelischen Rat um Unterstützung.⁷⁰ Johann Georg Knecht gab in seinem Bittgesuch zu verstehen, dass sein Sohn im Anschluss an das Alumnat einen Universitätsbesuch anstrebe.⁷¹ Nachrangig war von einer eventuellen Laufbahn im Biberacher Schuldienst die Rede.

Es traf sich günstig, dass ein früherer Esslinger Alumne, Daniel Hiller (1667–1742), der als Bürger-meister seiner Heimatstadt Biberach zu Wohlstand gelangt war, 1742 seine alte Bildungseinrichtung mit einer Stiftung bedacht hatte und überdies Justin Heinrich Knechts Verwandter war.⁷² Kantor Knecht wies den Evangelischen Rat darauf hin, dass sein Sohn auf-



Abb. 6: Die Esslinger Lateinschule (links), die Justin Heinrich Knecht während seiner Zeit als Zögling des Alumneums (rechts) von 1768 bis 1771 besuchte

Foto: A. Riotte

grund dieser Verwandtschaft „ein vorzügliches Jus receptionis“ in das Esslinger Alumneum habe.⁷³ Der junge Knecht wurde in seinen Zukunftsplänen unterstützt von Seiten „seiner Eltern und Verwandten“⁷⁴ – damit dürfte Justin Heinrich von Hillern gemeint sein.

Bis zur Aufnahme im Esslinger Alumneum gestaltete sich die Angelegenheit schwierig. Von der Option eines Studiums, die Kantor Knecht am Herzen lag, war im Bericht des Bürgermeisters vor dem Rat nicht die Rede. Vielmehr betonte von Zell die Absicht des jungen Knecht, sich ganz und gar „zum dienst des hiesigen Evang. Publici in Specie bey dem Schul= und Kirchen Music=Weesen möglichst zu habilitiren.“⁷⁵ Dafür wurden Justin Heinrich Knecht die erforderlichen Mittel – 100 fl. verteilt auf drei Jahre⁷⁶ – zur Verfügung gestellt, und zwar verbunden mit der Verpflichtung, „sich dieser Obrigkeitl. Gnade [...] würdig“ zu erweisen und in Esslingen auch die „Schreiberey“ zu erlernen, damit er in der Biberacher Kanzlei „zu künftig Nützl. Diensten“ verwendet werden könnte.⁷⁷

Hier erhalten wir einen Einblick in das „System Reichsstadt“. An sich ein löblicher Umgang mit öffentlichen Mitteln, könnte man denken – wenn, ja wenn die Reichsstadt Biberach nicht zeitgleich am Rand des Bankrotts gestanden hätte, der von permanenter Miss-

wirtschaft des Rats zeugte, der seit zwei Generationen in die eigene Tasche wirtschaftete. So skrupulös die Räte bei der finanziellen Unterstützung Justin Heinrich Knechts waren, so wenig Bedenken trugen die meisten von ihnen bei der Verfolgung ihrer eigenen und der Interessen ihrer Klientel. Unter letzterem Aspekt war mit Blick auf die Laufbahn Justin Heinrich Knechts der Tod des Bürgermeisters Johann von Hillern zur Unzeit eingetreten, denn dieser hätte dem Sohn seiner Cousine ein Zurechtstutzen seines Talents auf Reichsstadtniveau ersparen und den Weg auf die Universität offenhalten können. Reichsstädtische Lebensläufe hingen in hohem Maß vom Wohlwollen des Mannes an der Spitze ab.

Obwohl der Evangelische Rat mehrfach für den „bekandlich mit schönen Gaben versehenen“⁷⁸ jungen Knecht in Esslingen intervenierte und dabei aufgrund der Verwandtschaft mit Daniel Hiller auf dessen bevorzugte Aufnahme pochte,⁷⁹ verzögerte sich diese wegen Überfüllung des Alumneums um mehr als ein Jahr bis September 1768.⁸⁰ (Abb. 6) Sein Vater hatte im Sommer 1768 fast schon die Hoffnung aufgegeben und erwogen, ihn die Buchdruckerei erlernen zu lassen,⁸¹ woraufhin der Evangelische Rat seine Bemühungen gegenüber dem Esslinger Rat nochmals verstärkte

hatte.⁸² Ob Wieland sich dabei besonders für den jungen Knecht eingesetzt hatte, lässt sich weder aufgrund der Biberacher noch der Esslinger Quellenlage überprüfen.⁸³ Wie die Reichsstadt Biberach, so schmückte sich auch das Esslinger Alumneum später mit Knecht. In der Schrift zum 200. Jubiläum der Einrichtung wird er 1798 als „einer der berühmtesten Organisten, Komponisten u. Schriftsteller in diesem Fache“ genannt.⁸⁴ Im Juli 1771 kehrte Knecht mit hervorragenden Zeugnissen nach Biberach zurück.⁸⁵

Während er laut Biographie von 1790 nun mit „obrigkeitliche[r] Unterstützung [...] eine Akademie zu beziehen“ gedachte,⁸⁶ findet sich dafür in Biberach allenfalls der verklausulierte Hinweis, dass der „Philologiae Studiosus“ Justin Heinrich Knecht sich dem Evangelischen Rat empfohlen habe,⁸⁷ „wohl in der heimlichen, unausgesprochenen Hoffnung“ auf die Ermöglichung eines Universitätsbesuchs, wie Ladenburger sicherlich zurecht vermutet.⁸⁸ Der Evangelische Rat zeigte sich reserviert und empfahl Knecht eine Fortsetzung seiner Studien im Esslinger Alumneum.⁸⁹ Aus dem Ratsprotokoll vom 31. August 1797 geht klar hervor, dass er von Anfang an geplant hatte, Knecht zum Nachfolger des greisen Präzeptors Johann Georg Doll ausbilden zu lassen.⁹⁰ Ein Universitätsbesuch hatte aus seiner Sicht nie zur Debatte gestanden.

11. Justin Heinrich Knechts Anspruch auf das Stipendium Hochmannianum

Warum aber beschritt Knecht nicht den üblichen Weg eines Gesuchs beim Rat um Empfehlung in das Hochmannsche Stipendium in Tübingen? Es ging auf eine Stiftung des in Biberach geborenen Tübinger Juraprofessors Johann Hochmann (1528–1603) zurück, die unter anderen Biberacher Verwandten des Stifters ein Studium ermöglichen sollte. Andere waren diesen Weg ganz selbstverständlich gegangen. Thomas Adam Wieland hatte 1750 nach anhaltendem Streit mit dem Rat um eine andere Studienbeihilfe für seinen hochbegabten Sohn das Heft in die eigene Hand genommen und am Rat vorbei direkt in Tübingen dessen Aufnahme in das Hochmannianum betrieben.⁹¹ Dabei war man augenscheinlich nicht einmal vor einer genealogischen Falschangabe zurückgeschreckt.⁹² Wer hingegen unbestritten einen Anspruch auf diese Studienstiftung hatte, ihn aber nicht einforderte, war Justin Heinrich Knecht, dessen Großmutter Eva Maria Wisshack tatsächlich eine Verwandte Hochmanns war.⁹³

Unter diesem Blickwinkel erhält der von Johann Georg Knecht 1768 angefertigte Stammbaum seiner beiden Söhne eine ganz eigene Bedeutung. Stipendienansprüche fielen in der Reichsstadt Biberach bei Heiraten wie eine zusätzliche Mitgift ins Gewicht. Stammbäume wurden in den berechtigten Familien über viele Generationen sorgfältig geführt, weil sie die Startposition der Söhne entscheidend verbessern konnten. Warum verfolgte Johann Georg Knecht den 1767 angemeldeten Studienwunsch seines Sohnes nicht weiter? In dem für dessen Zukunft entscheidenden Jahr 1771 war er wieder einmal mit einer Schulsache beschäftigt.⁹⁴ Anders als Vater Wieland hätte Kantor Knecht seinen Sohn kaum unterstützen können. Justin Heinrich Knecht hätten in Tübingen elende Zeiten bevorgestanden, wie seinem Vater in Erinnerung an seinen eigenen Grazer Studienversuch bewusst gewesen sein wird. Oder wirkte die Hungerkrise von 1770/71, die eine Preisexplosion bewirkte, als Hemmnis? Hielt das Streben nach Sicherheit, nach einem Stück Brot, Knecht von seinem ursprünglichen Ziel ab?

12. Entscheidung für einen Brotberuf: Präzeptor und Director Musices

Bald nämlich war eine Stelle für Knecht gefunden: Ihm winkte der Dienst als Präzeptor an der Lateinschule.⁹⁵ Thomas Adam Wieland unterzog ihn einer Eignungsprüfung in Religion und Latein.⁹⁶ Beim Eintritt in das Esslinger Alumnat waren Knechts Lateinkenntnisse eher schwach gewesen, nun attestierte ihm Prediger Wieland, er habe seine Zeit dort bestens genutzt. Seine musikalischen Fähigkeiten standen außer Zweifel. Er hatte nach Aussage seines Esslinger Rektors Böckh ja „in der Musik bereits treffliche Fundamenta hieher gebracht“, die er dann weiter vervollkommnet hatte.⁹⁷ Am 24. September 1771 wurde der Achtzehnjährige einstimmig „zum Praezeptor und Directore Musices erwählt.“⁹⁸ Schon aus dem Folgejahr hat sich eine 133 Seiten umfassende Sammelhandschrift Knechts mit 127 geistlichen Vokal- und Instrumentalstücken erhalten.⁹⁹

Mit Knechts Wahl zum Präzeptor begann eine keineswegs ungetrübte Schullaufbahn,¹⁰⁰ deren Ende im Oktober 1792 die Erinnerung an die gescheiterte Lehrerexistenz seines Vaters heraufbeschwor. Wie ehemals dem Vater wurde auch dem Sohn der Verfall der Lateinschule angelastet. Wegen häufiger Unterrichtsausfälle wollte „der größte Theil Evang. Burgerschafft ihm keine Kinder mehr anvertrauen,“ weshalb eine Verän-

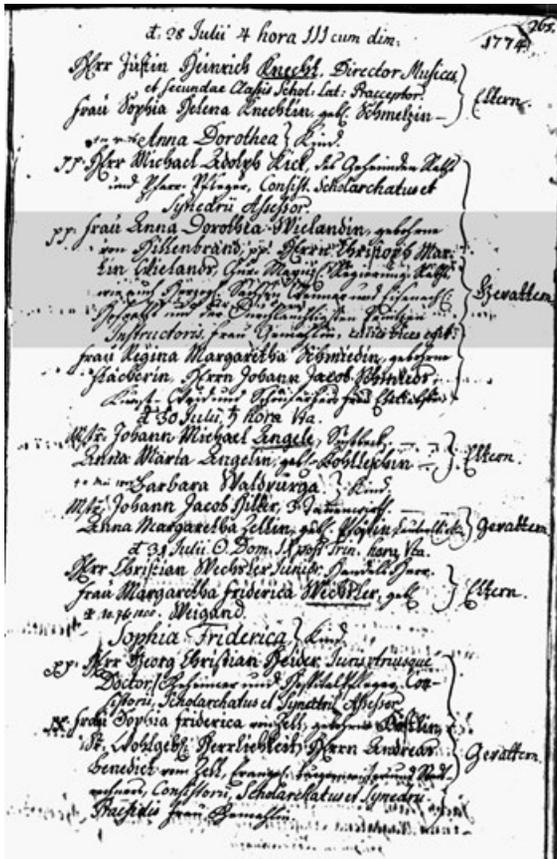


Abb. 7: Patenschaft von Wielands Frau Anna Dorothea Wieland bei Justin Heinrich Knechts erstgeborenem Kind Anna Dorothea, 28. Juli 1774
Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 3001

derung „unvermeidl.“ sei.¹⁰¹ Nicht Faulheit, der er geziehen wurde, war der Grund. Vielmehr reichte Knechts Gehalt zum Unterhalt seiner Familie nicht aus. Er war gezwungen, durch Kompositionen und Artikel in Fachzeitschriften mindestens dieselbe Summe dazuverdienen.¹⁰² Knecht strebte schon seit einiger Zeit die Entbindung vom Schuldienst an.¹⁰³ 1792 kam er mit dem Evangelischen Rat überein, das Präzeptorat niederzulegen und unter Beibehaltung des Musikdirektoriums die Organistenstelle anzunehmen.¹⁰⁴ Die eigentlichen Hintergründe seines Ausscheidens aus dem Schuldienst wurden erst im Rückblick des Rats in einer Sitzung am 19. Juni 1797 klar angesprochen.¹⁰⁵ Der Evangelische Rat hegte 1792 nämlich die Hoffnung, dass Knecht bald eine „auswärtige Beförderung“ erhalten und somit für immer von der Besoldungsliste

der Evangelischen Kasse verschwinden würde.¹⁰⁶ Er bedauerte deshalb zutiefst, dass sich 1793 Knechts Bewerbung auf die Stuttgarter Organistenstelle¹⁰⁷ zerschlug. Knecht war vierzig, als er sich 1792 voll und ganz der Musik zuwenden konnte.

13. Heirat und Familiengründung

Mit zwanzig hatte er am 26. Juli 1773 die gleichaltrige Sophia Helena Schmelz (1752–1794) geheiratet, die Tochter des Edelsteinschneiders Johann Christoph Schmelz (1726–1770) und der Anna Maria Wieland (1720–1787), einer Verwandten Christoph Martin Wielands.¹⁰⁸ Johann Georg Knecht war Anfang 1773 gestorben. Vor der Familiengründung Justin Heinrich Knechts dürfte die Ordnung der Finanzen seines verstorbenen Vaters gestanden haben. Das erste Knecht-Kind wurde 1774 auf den Namen seiner Patin Anna Dorothea Wieland (1746–1801) getauft, der Ehefrau Christoph Martin Wielands.¹⁰⁹ (Abb. 7) Knechts Schwägerin Anna Maria Schmelz (1756–1806) stand von 1769 bis 1778 in Erfurt und Weimar als Kinderpflegerin in den Diensten Wielands.¹¹⁰ Die Verbundenheit mit Wieland wurde durch die Heirat Knechts verstärkt und über die Distanz Biberach – Erfurt/Weimar weiter gepflegt. Wieland, der von Anfang an über Knecht den Absatz seines Teutschen Merkur nach Oberschwaben abwickelte,¹¹¹ verschaffte dem jungen Präzeptor damit einen kleinen Nebenerwerb. Zugleich unterstützte er Knechts in ungesicherten Verhältnissen lebende verwitwete Schwiegermutter.¹¹²

Das Ehepaar Knecht wohnte in einem Haus am Weberberg, das mehreren Besitzern gehörte.¹¹³ Einer davon war Knechts verstorbener Schwiegervater gewesen. Vielleicht brachte seine Tochter einen Hausanteil in die Ehe ein.¹¹⁴ Vermutlich lebte Knechts Schwiegermutter mit im Haushalt. 1802 besaß Knecht 9/35 des Hauses oder „die obere, hintere Herberge“.¹¹⁵ (Abb. 8) Es müssen in jeder Hinsicht beengte Verhältnisse gewesen sein, wuchs die Familie doch immer mehr. Von 15 Kindern aus zwei Ehen Knechts überlebten acht.¹¹⁶ Inmitten dieser häuslichen Enge tauchen, wenn wir Knechts Wirkungs- und Arbeitsstätten imaginieren, sein Schreibtisch und sein Klavier auf. Hier dürften die meisten seiner Kompositionen und musiktheoretischen Veröffentlichungen entstanden sein, mit denen er sich in der Fachwelt rasch einen Namen machte.

Ein von Knecht dankbar angenommenes Domizil für kreative Stunden bot ihm ein „Freund, [...] welcher meiner stillen Muse an demjenigen Orte, wo ehemals Wie-



Abb. 8: Knechts Hausanteil in der heutigen Justin-Heinrich-Knecht-Straße 1 („die obere, hintere Herberge“).

Foto: A. Riotte

land manche seiner unsterblichen Werke dichtete, einen ländlichen und einsamen Aufenthalt bisher gestattet hat.“¹¹⁷ Das legt das Bild des komponierenden Knecht in der Idylle des später nach Wieland benannten Gartenhauses nahe.¹¹⁸ Eine weitere Möglichkeit eröffnet sich beim Blick in das Evangelische Ratsprotokoll, demzufolge Bürgermeister von Hillern ein Gartenhaus besaß, in dem im Sommer 1761 auch außerplanmäßige Versammlungen der für Brechter agierenden evangelischen Ratspartei stattfanden, der Wieland angehörte.¹¹⁹ Hatte vielleicht auch das Hillernsche Gartenhaus Wieland in den ersten Jahren seiner Biberacher Amtszeit für seine schriftstellerische Arbeit zur Verfügung gestanden? Vielleicht war es nach dem Tod des verschuldeten Bürgermeisters 1765 an seinen Bruder Justin Heinrich von Hillern gelangt, dem Knecht 1792 sein Werk widmete? Schon früh jedenfalls, so ist festzuhalten, hatte Knecht systematisch damit begonnen, mit seinem Werk an seinen berühmten Lands-

mann anzuknüpfen. 1781 hatte er ihm seinen „Wechselgesang der Mirjam und Debora“ gewidmet.¹²⁰

II. Spiegelungen der reichsstädtischen Musikerexistenz Knechts in Wielands Briefwechsel

1. Die Korrespondenz zwischen Knecht und Wieland

Wendet man sich nun der Frage zu, wie Knecht selbst seine Situation empfand, legt Wielands kritisch edierter Briefwechsel beredtes Zeugnis ab. Gleich der erste an Wieland adressierte Brief, der von Knecht überliefert ist, gibt Auskunft über seine Befindlichkeit. Am 15. April 1783 übersandte er seinem alten Förderer seine Vertonung des 23. Psalms, verbunden mit der Bitte, das Werk in Weimar aufführen zu lassen.¹²¹ „Denn in Biberach kann ich dasselbe nicht so produciren, wie

es seyn sollte, theils aus Mangel an vielen und zugleich guten Sängern, die zu diesem Stücke erfordert werden, (die ich wohl, und zwar nach der ächten Methode der Italienischen Singschulen, bilden könnte, wenn Hochschätzung, Aufmunterung und Belohnung der Künste und Wissenschaften die Sache des Biberachischen kleinen republicanischen Staates wäre,) theils auch aus Abgang hinlänglicher sowohl, als guter Instrumentalisten.“ Knecht verfolgte mit der begonnenen Herausgabe von Musikstücken die Absicht, „mit der Zeit in eine meinem Genie angemessenere Sphäre versetzt zu werden, wozu Ew. Wohlgeboren ohne Zweifel das ihrige bey einer sich ereignenden Gelegenheit befragen würden.“ Alle seine „Freystunden“ widme er deshalb dem Komponieren, dem Klavier- und Orgelspiel.¹²² Der Grund für sein Streben, Biberach zu verlassen, so Knecht, sei nicht Missachtung des Lehrerberufs, sondern im Gegenteil Verdruss darüber, dass das Evangelische Schulwesen nicht angemessen gefördert werde. Es müsse einen geradezu „masleidig machen“, wenn man „bey einer kümmerlichen Besoldung, die man noch dazu auf alle Weise zu schmälern sucht, dem meistentheils undankbaren Evangelischen gemeinen Wesen“ seine Kräfte aufopfere.

Knecht hoffte, mit Wielands Hilfe eine grundlegende Veränderung seiner Verhältnisse herbeiführen zu können. Unter diesem Aspekt muss Wielands Reaktion für Knecht enttäuschend gewesen sein: Erst zehn Monate später bedankte er sich, wobei er Knecht kaum Hoffnung machen konnte, dass sein Psalm in Weimar aufgeführt werde.¹²³ Wieland empfahl Knecht, in dieser Sache einen Brief an den Weimarer Kapellmeister Wolf aufzusetzen, ihm als „einem der größten Tonkünstler [...] unsrer Nation und Zeit [zu] huldigen“, dabei auch die Anrede „Wohlgebohren [...] nicht [zu] vergessen“. Knecht möge Wolf ankündigen, dass er in den nächsten Tagen durch Wieland ein Exemplar seines Psalms überreicht bekäme und ihn um „seine belehrende Beurteilung“ bitte, „sich sehr glücklich schätzend, wenn Sie seinen Beyfall, der Ihnen über alles Gold von Peru wäre, erhalten könnten, und noch glücklicher, wenn besagter Psalm, unter seinem Schutze und seiner Aufsicht durch die hiesige HofCapelle in bevorstehender Fastenzeit etwa aufgeführt würde; etc. etc.“. Obwohl Wieland Knecht gleichsam in die Feder diktierte, scheint der Versuch nicht gefruchtet zu haben.

Allerdings hatte Wieland über seinen Biberacher Vertrauten Justin Heinrich von Hillern schon vorher angeboten, in seinem „Teutschen Merkur“ um Subskribenten für Knechts neues Werk „Das Tongemälde der Natur“ zu

werben.¹²⁴ „Ich interessiere mich ungemein für diesen jungen Mann“, ließ er von Hillern wissen, „dem, um unter den Tonkünstlern unsrer Zeit eine große Figur zu machen, nur ein größerer Schauplatz und mehr Aufmunterung fehlt.“¹²⁵ Wieland, dem durchaus an einem weiteren Austausch mit Knecht gelegen war, bat von Hillern, dessen Briefe nach Weimar zu frankieren und ihm in Rechnung zu stellen, „damit ihm [Knecht] das Postgeld erspart werde.“ Wieland wusste seit seinen Bemühungen um eine Biberacher Schulreform nur zu gut Bescheid über die spärliche Besoldung der evangelischen Lehrer. Er bot Knecht auch an, gegen Honorar einen allgemeinverständlichen Beitrag für den Teutschen Merkur zu liefern.¹²⁶ Knecht freilich zog Fachzeitschriften als Publikationsorgane vor.

Knechts Vorschlag einer künstlerischen Kooperation wurde von Wieland eher halbherzig erwidert.¹²⁷ Den Komponisten Anton Schweitzer empfand Wieland spätestens seit der Vertonung seiner „Alceste“ 1773 „als kongenialen Partner“.¹²⁸ Auch Anfragen Glucks um Libretti war Wieland 1776 nicht nachgekommen. Der Dichter lehnte Knechts mutmaßliche Bitte um einen Text in Versform 1784 mit der Begründung ab, das „Lyrische Fach ist nie das meinige gewesen.“¹²⁹ „Indessen will ich sehen, ob etwa aus Pandora¹³⁰ etwas einer für Sie brauchbaren Operette ähnliches zu machen ist [...]. Der Himmel weiß wie gern ich Sie aus dem leidigen Biberach ziehen, oder doch wenigstens etwas dazu beitragen möchte. Kirchen-Musik, lieber Knecht, ist freylich allein kein Mittel dazu.“ Dazu müsse er unbedingt eine Operette vorweisen können. Wieland schloss mit den Worten: „Lassen Sie nur den Muth nicht sinken, und glauben an Sich selbst [...]. Es kann noch alles besser werden. Bin ich doch auch, ohne zu wissen wie, aus Biberach erlößt worden!“¹³¹ Er wusste natürlich sehr wohl, dass er den Ruf nach Erfurt dem Einfluss und der tätigen Mithilfe Graf Stadions zu verdanken hatte. Der Gedanke an eine Vertonung von Wielands „Pandora“ beschäftigte Knecht zwar noch einige Zeit, stieß bei Wieland aber nicht auf die erhoffte Resonanz und versandete schließlich.¹³²

Wieland hatte mittlerweile in einem nicht erhaltenen Brief die Aufmerksamkeit des Biberacher Musikdirektors auf seinen „Oberon“ gelenkt,¹³³ an dessen Vertonung Knecht Anfang Mai 1784 bereits arbeitete.¹³⁴ Nachdem er zwei Stanzen zur Probe nach Weimar geschickt hatte, kam von dem ehemals selbst als „Wollustsänger“ und „Sittenverderber“ verunglimpften Wieland ein Brief zurück, in dem er Knecht in durchaus verbindlichem

Ton mitteilte, dass er keine Veröffentlichung in der bisherigen Form in der von Knecht „zum Druck bestimmte[n] Sammlung Oberonischer Gesänge“ wünsche, weil er allzugroße Wirkung auf junge Mädchen befürchte.¹³⁵ Er wollte „einen weniger wollüstigen Ausdruck.“ Mit Blick auf die Schlusspartie legte Wieland Knecht nahe, „anstatt den Gesang sich in ein leises wollüstiges Girren verlieren zu lassen, ihn lieber, so zu sagen, auf einmal [zu] ersticken.“ Wieland wollte sich und Knecht die Peinlichkeit einer „gemeine[n] Sensation auf das Publicum“ ersparen.¹³⁶ Knecht beugte sich der Kritik des Meisters und schickte im August 1784 eine Art „Gegengift“ zur ersten Probe nach Weimar.¹³⁷ 1785 veröffentlichte er die 15., 16., 25. und 26. Stanze des achten Gesangs des „Oberon“, die Wielands Beifall fanden.¹³⁸ Mit dem Austausch über Oberon endet im August 1784 die nur aus sechs erhaltenen Briefen bestehende Korrespondenz zwischen dem Dichter und dem Komponisten.

2. „Schade um ihn“ – Briefe über Knecht

Im Zuge eines weiteren Perspektivenwechsels sollen 1790/91 verfasste Briefe über Knecht, die gleichfalls im Rahmen von Wielands Briefwechsel erschienen sind, Schlaglichter auf seine Biberacher Existenz werfen. Wieland war zumindest bis zum Beginn der 1790er-Jahre über den Biberacher Musikdirektor auf dem Laufenden. Am 10. Mai 1790, kurz nach Erscheinen der Knecht-Biographie in der von dem Musikverleger Heinrich Philipp Karl Bossler (1744–1812) herausgegebenen Musikalischen Real-Zeitung also, wandte er sich mit einem Leserbrief an Bossler, der die Musikalische Real-Zeitung nun unter neuem Titel herausbrachte. Dort erschien Wielands Brief, in dem Knechts Verdienste und Fähigkeiten öffentlich ins rechte Licht gerückt wurden, am 7. Juli im Druck.¹³⁹ „Unter die Dinge,“ so Wieland, „welche zu Biberach dormalen am besten bestellt sind, scheint mir vorzüglich das Musikwesen bei dem evangelischen Antheil zu gehören, welches unter der Anführung und durch die Bemühungen des Hrn. Knechts eine sehr vorteilhafte Gestalt gewonnen hat. Dieser Mann ist ein wahres musikalisches Genie, und es ist gewissermaßen Schade um ihn, daß ihm Zeit und Glück [...] nicht einen größern und lukrativern Wirkungskreis für seine musikalische Virtu angewiesen haben.“

Allein, es tat sich keine Chance für das von Wieland beschworene, Knechts Genie angemessene Umfeld auf. Vielmehr erwies sich Knechts reichsstädtische Herkunft

als Karrierehemmnis. Seine Bewerbungen um das Amt des Organisten und Musikdirektors an der Stuttgarter Stiftskirche wurden 1793 und 1801 abgelehnt, weil er kein Landeskind war.¹⁴⁰ Man kann nur darüber spekulieren, wie seine musikalische Laufbahn ausgesehen hätte, wäre er in einem Flächenstaat mit umfassenden Entwicklungs- und Wirkungsmöglichkeiten geboren worden.

Der Biberacher Frühprediger und Senior Wolfgang Christoph Heinrich Hauff (1725–1797) stand 1790/91 mit Wieland in Briefkontakt wegen der in Biberach zurückgelassenen Bibliothek des Dichtervaters. Hauffs erster Brief ist erhellend, da er eine Biberacher Innenansicht wiedergibt und in klaren Worten Position für Knecht bezieht, weswegen sich der Verfasser gegen unerwünschte Leser absicherte, indem er sein Schreiben nicht wie üblich „auf hisige Post geben.“¹⁴¹ Hauff kritisierte die Behandlung, die Knecht von Seiten des Evangelischen Rats zuteil wurde: „unseren vorzüglichen H: musiker Praeceptor Knecht habe schon lang wegen seines doppelten mißgeschicks das Ihn in seiner VatterStadt immer verfolgt, gar sehr bedauert. Biberach ist, wie Ew: HochWohlGeboren schon lange wissen, laider der orth nicht, der wann Er auch Genien hat, diselbe nicht fördern, geschweige nach verdiensten lohnen kann. u: hat mann noch mit vorurtheilen zu streiten wie Eußerst schwehr ist das!“¹⁴²

Da der Adressat des Briefes Insider war, dem der Verfasser Hauff nichts zu erklären brauchte, können wir nur mutmaßen, wogegen Knecht anzukämpfen hatte. War es die Bürde der Herkunft: der einst vom rechten Glauben abgefallene, verschuldete Vater, der dem Sohn noch immer angelastet wurde? Die lange Amtszeit Bürgermeister von Zells, der weder dem Vater noch dem Sohn wohlgesonnen war? Oder spielte Hauff auf das verweigertere Studium („nicht fördern“) und das erzwungene Lehrerdasein an, das Knechts Neigung immer stärker widerstrebte? Möglicherweise war es eine Mischung aus allem, gepaart mit Unverständnis für Knechts musikalische Leistung.

Nicht nur die fehlende Anerkennung Knechts führte Hauff gegen den Rat ins Feld, auch seine materielle Lage kritisierte er. „Tausendmahl habe ich daher disem verdienten mann, der seiner VatterStadt gewiß nicht wenig Ehre macht, schon Einen größer= u: beßeren Plaz gewünscht wo seine gleich große musikalische Talente u: Kräfte sehr geschätzt, u: reichlicher belohnt würden, das Ihme bey disen allgemein theuren Zeit vor sich u: seine zahlreiche Familie von 7. Kindern sehr zustatten

kommen müßte“.¹⁴³ Hauff benannte als konkretes Beispiel fehlender Wertschätzung, dass der Rat Knecht kürzlich nach der glänzenden Aufführung der von ihm komponierten Trauermusik auf Kaiser Joseph II. die angemessene Belohnung versagt habe. In Verkennung der die üblichen Maßstäbe reichsstädtischer Musikdirektoren sprengenden Musikpflege Knechts stand dahinter wohl eine Art All-inclusive-Haltung des Evangelischen Rats, wonach Knechts Wirken in seiner Heimatstadt durch sein Salär als Musikdirektor vollkommen abgegolten sei. Einige Monate später war Hauff voll des Lobes darüber, wie am Freudenfest über die Krönung Kaiser Leopolds seine eigene Dankrede in der Kirche von Knechts Musik „meisterhaft“ umrahmt worden sei.¹⁴⁴

Im Herbst 1791 schließlich versuchte Knecht die Schul- gegen eine Verwaltungslaufbahn einzutauschen. Hauffs Hinweis auf Knechts große Kinderschar erklärt seine Bewerbung um die Spitalmeisterei.¹⁴⁵ Ein Mitbewerber Knechts war der Revisor Kick. Beide bewarben sich „auß gleichen gründen Ihrer, bey letzterem auf 13. bey Ersterem aber auf 7. angewachsenen sehr starcken Familien.“¹⁴⁶ Der Spitalmeister und seine Frau waren für den Betrieb innerhalb des Spitalkomplexes zuständig. Das bedeutete neben der Aufsicht über die Pflege und Versorgung der kranken und bedürftigen Spitalinsassen und der Spitalkinder die Kontrolle über Küche, Keller und Vorratsspeicher, aus denen nicht nur die Bedürftigen und Kranken versorgt wurden, sondern auch die Familie des Spitalmeisters, der innerhalb des Spitals eine Dienstwohnung zur Verfügung stand. Die mit freier Kost und Logis verbundene Spitalmeisterei hätte das Knechtsche Familienbudget enorm entlastet. „Beede [Knecht und Kick] aber fielen [...] durch, so sehr Es Einem wie dem andern allgemein würde gegönnt worden seyn,“ so Hauff.¹⁴⁷ Stattdessen setzte der Große Rat Michael Müller durch, dessen Sohn mit der Tochter des Senators Röhrborn verheiratet war.¹⁴⁸ Knecht verfügte weder über die entsprechenden Verbindungen im Rat noch über die nötigen Mittel, um sich gegen seinen Konkurrenten durchzusetzen. In den Reichsstädten, so Hauff abschließend in seinem Brief an Wieland, bewirke nämlich bei Wahlen „nicht das venisancte, sondern der so beliebte D-t-v-s. [Dativus] alles“, Schmiergeld also.

III. Dissonanzen im Rat: Ein „Taugenichts“ oder einer der „ersten Tonkünstler Teutschlands“?

Nach Hauffs Aussage schwebte Knecht schon Anfang 1791 das Ausscheiden aus dem ungeliebten

Schuldienst vor, „damit Er desto freyer im musikalischen Fach arbeiten, u: Frau und Kindern mehr Brodt verschaffen köndte“.¹⁴⁹ Wie gezeigt setzte der Evangelische Rat im Folgejahr Knechts Freistellung in der Erwartung um, dass er innerhalb kürzester Zeit ein Angebot von außerhalb erhalten würde. Weil es auf sich warten ließ, versuchte der evangelische Bürgermeister Georg Ludwig Stecher (1760–1826) im Jahr 1797 Knechts Wahl zu dem mit 550 fl. jährlich dotierten Amt¹⁵⁰ des Stadtaischers und Kornschreibers einzufädeln.¹⁵¹ (Abb. 9)

Stecher hoffte, dass auf diese Weise das nach einer Interimslösung seit 1795 vakante Präzeptorat endlich wiederbesetzt werden könnte.¹⁵² Das Vorhaben war bisher daran gescheitert, dass Knecht bei der Freistellung vom Schuldienst und der Übernahme der Organistenstelle im Jahr 1792 fast die ganze sich damals auf 296 fl. belaufenden Besoldung belassen worden war.¹⁵³ Weil diese Summe im Schuletat fehlte, war die evangelische Lateinschule immer mehr in Verfall geraten. Die Verantwortung für die Bildungsmisere lastete die evangelische Bürgerschaft Knecht an.¹⁵⁴

Bei der Wahl des Stadtaischers am 19. Juni 1797 setzte sich Knechts Mitbewerber Christoph David Heider mit 6:4 Stimmen durch, nachdem er sich zum Verzicht eines Teils der Besoldung (150 fl.) bereiterklärt hatte, welcher der Lateinschule zufließen sollte.¹⁵⁵ Stechers engagiertem, gründlich ausgearbeitetem Votum für Knecht¹⁵⁶ war die Ratsmehrheit nicht gefolgt. Der Bürgermeister hatte die Eignung Knechts „als eines anerkannt rechtschaffenen und also in dieser Rücksicht zu diesem Dienst tauglichen Mannes“ unterstrichen. Konkret hieß das: Von Knecht war keine Unterschlagung öffentlicher Gelder zu befürchten – ein starkes Argument, flossen durch die Hände des Stadtaischers doch alljährlich 10 000 fl. Stecher hatte vorgeschlagen, dass Knecht auf die seit 1792 bezogene Besoldung verzichten, das Musikdirektorium und die Organistenstelle aber neben der Stadtaischerei weiterhin versehen sollte. Werde Knecht gewählt, so Stecher, müsse man nicht länger auf seinen Wegzug warten, um endlich das Schulwesen wieder grundlegend in Ordnung bringen zu können.¹⁵⁷ Der Bürgermeister stellte dem Rat auch Knechts eingeschränkte Verhältnisse vor Augen, die durch die Wahl zum Stadtaischer wesentlich verbessert würden: seine von Anfang an schlechte Besoldung, der Mangel an eigenem Vermögen, sieben unversorgte Kinder.¹⁵⁸ Stecher, ein aufgeklärter Geist und Freund der Wissenschaften und Künste,¹⁵⁹ packte den Rat bei der

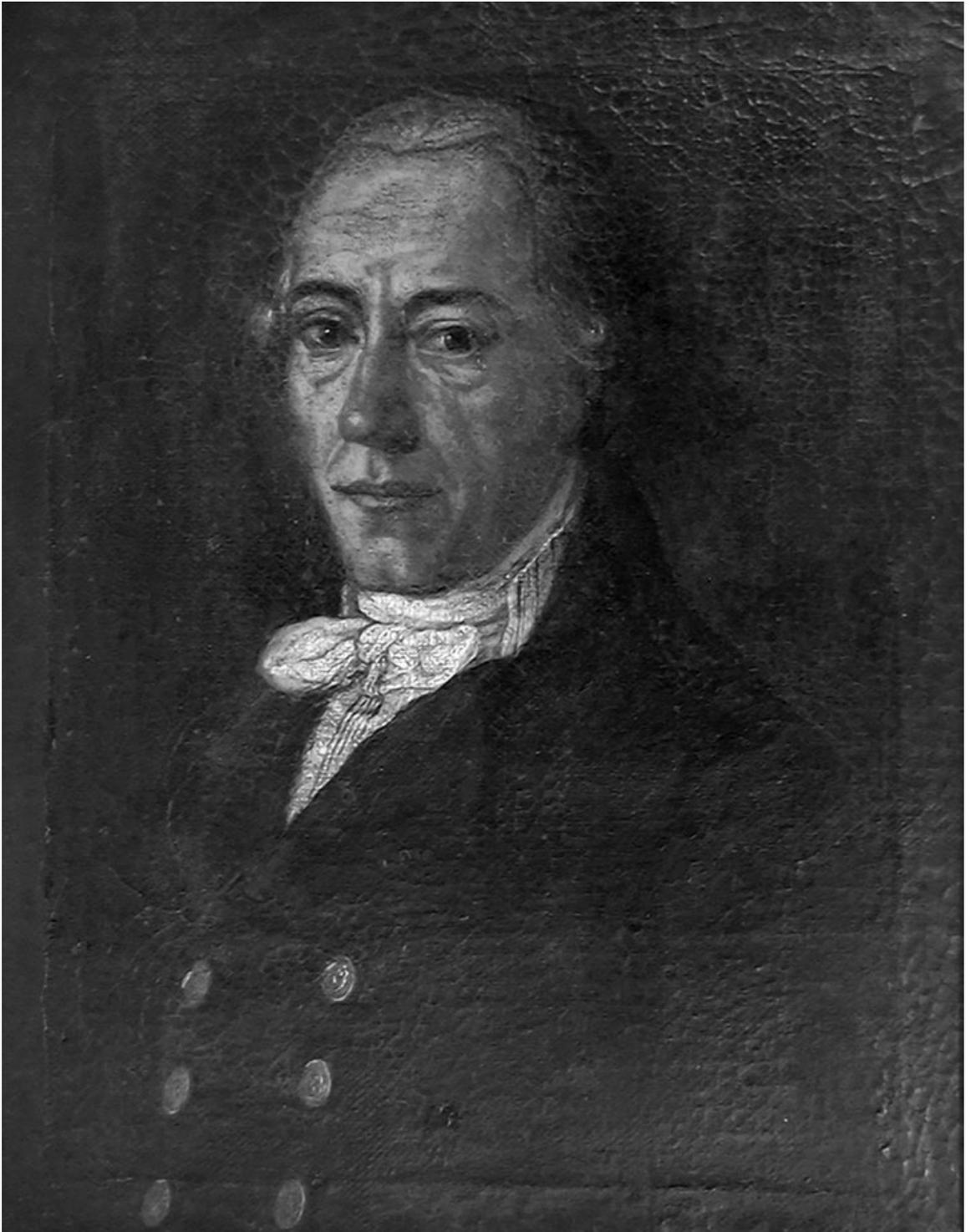


Abb. 9: Bernhard Neher d. Ä., Bildnis Justin Heinrich Knechts von 1799

Museum Biberach, Inv. 1989/11222

Ehre, indem er Knechts Bedeutung in der Musikwelt in die Waagschale warf. Knecht sei „auswärts nicht blos bekannt, sondern berühmt“ und werde „unter die ersten Tonkünstler Deutschlands gezelt“, ließ er das Gremium wissen.¹⁶⁰ Der Rat „könnte keinen größern Beweis von sich ablegen, wie sehr auch Er Künste und Wißenschaften zu schätzen wiße, als wenn er einen Mann, der seiner Vatterstadt so große Ehre macht, durch eine schickliche Beförderung in den Stand setze, wo er dieselbe [die Ehre der Vaterstadt] bei sorgenfreier Muße noch ferner behaupten könnte.“

Stechers Argumente verfangen nicht.¹⁶¹ Die Ratsmehrheit führte Knechts „Trägheit und Unlust zum Schulstaub“ gegen ihn ins Feld, die nur aus Rücksicht auf seine musikalischen Leistungen so lange hingenommen worden seien, bis er schließlich aus dem Schuldienst entfernt worden sei. Mit der 1792 gefundenen Regelung waren die gegen Knecht votierenden Räte höchst unzufrieden, denn ihrer Ansicht nach versah er den Organistendienst nachlässig. Nur ab und zu führe er „ein gutes Stück“ auf, „besonders aber bey Kommunionen die Gemeind eine geraume Zeit mit seiner Orgelkunst in allen Thönen unter= von einem erbaulichen Gesang aber abhält“. Ob Knechts Kritiker für einen Großteil der in Traditionen verhafteten evangelischen Gemeinde sprachen, bleibt offen. Nicht musikalische Höhenflüge, sondern in erster Linie geistliche Erbauung erwartete die Gemeinde von ihrem Organisten. Die musikalischen Vorstellungen des Musikdirektors waren offenbar nicht immer mit denen seines Publikums deckungsgleich.

Selbst einer der bei der Wahl des Stadtaischers für Knecht stimmenden Räte, so führten seine Gegner an, habe vor der Abstimmung erklärt, er müsse sein Votum notgedrungen „einem Taugenichts“ geben, um das Wohl der Lateinschule und der Evangelischen Kasse zu befördern.¹⁶² Senator Lieb, auf den dies zielte, setzte sich vehement dagegen zur Wehr, Knecht jemals mit Blick auf das Amt des Stadtaischers als Taugenichts bezeichnet zu haben, allerdings habe er keinen Hehl aus seiner Meinung gemacht, dass Knecht für den Schuldienst völlig untauglich gewesen sei.¹⁶³ Liebs Verdikt über Knechts pädagogische Eignung rückt zum Schluss noch einmal die Weichenstellung von 1768 für das Esslinger Alumneum und von 1771 für den Biberacher Schuldienst in den Fokus. Letztlich, so ist festzuhalten, war keinem damit gedient gewesen, weder Knecht noch der an einem funktionierenden Schulwesen interessierten evangelischen Gemeinde. Der

Knechts Begabung und Intention gemäße Weg hätte vom Esslinger Alumneum nicht in die Biberacher Schulstube, sondern auf die Universität führen müssen.

Die 1792 vereinbarte Besoldungsregelung bestand, abgesehen von seiner Zeit in Stuttgart, bis zu Knechts Tod 1817. Die Hoffnung des Evangelischen Rats, Knecht würde auf Dauer andernorts unterkommen, erfüllte sich nicht. Am Ende freilich glaubte man – nicht zuletzt durch Bürgermeister Stechers immer wieder öffentlich bezeugte Wertschätzung – zu wissen, was man an ihm hatte: ein Biberacher Aushängeschild. Eine Wieland vergleichbare Außenwirkung, der nie ein Biberacher Dichter war und am Ende seines Lebens längst über die Rolle als einer der Protagonisten eines der geistig-kulturellen Zentren Deutschlands – Weimar – hinausgewachsen war, blieb Knecht versagt. Über das Ende der Reichsstadtzeit hinaus haftete ihm in seinen Lebens- und Arbeitsverhältnissen seine frühere reichsstädtische Musikerexistenz an, wie sein Intermezzo am Stuttgarter Hof von 1806 bis 1808 belegt.

ANMERKUNGEN

- 1 Kronik der Stadt Biberach. Gesammelt und geschrieben von Johann Konrad Kraus, Konrektor der lateinischen Real-Lehranstalt zu Biberach, Fünfter Teil, S. 121 f.; vgl. auch Hansjörg Schelle, Das Wieland-Museum in Biberach an der Riß. In: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach (2002/1), S. 4-45, hier 16.
- 2 Adam Kuhn, Chronik der Stadt Biberach 1800-1914 (Biberacher Studien, Reihe Quellen, Bd. 1), Biberach o. J. [2000], S. 29.
- 3 Kraus, Kronik der Stadt Biberach, S. 122.
- 4 Der Frage, „Was wäre aus Knecht und seinem Werk geworden, wenn ihm der Sprung in die große Welt der Kunst, in eines der Kultur- und Musikzentren, etwa nach Wien oder München gelungen wäre?“, wurde bereits im 50 Jahre zurückliegenden Knecht-Gedenkjahr nachgegangen. Die Antwort lautete damals, Biberach habe Knecht „das ihm gemäße Leben und Arbeiten“ geboten; vgl. Eberhard Stiefel, Justin Heinrich Knecht ein zweiter Mozart? Eine Würdigung zum 150. Todestag des Biberacher Komponisten. In: Zeit und Heimat Nr. 1/11. Jg., 1968.
- 5 Zitiert nach Michael Ladenburger, Zum Verhältnis Joseph Haydns zu Wieland und Knecht. In: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach (1982/1), S. 20-24.
- 6 Das Attest des Esslinger Rektors Christian Gottfried Böckh vom 12. Oktober 1769 ist abgedruckt bei: Michael Ladenburger, Justin Heinrich Knecht (1752-1817), Leben und Werk. Thematisch-bibliographisches Verzeichnis seiner Kompositionen, Diss. Wien 1984, S. 33 f.
- 7 Carl Kleindienst, Beiträge zu einem Häuserbuch der Reichsstadt Biberach mit Häuserschlüssel und Register, Bde. 1-3, hier Bd. 2, Biberach 1961, S. 644.
- 8 Ebd., S. 647.

- 9 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2035, L 16, Johann Georg Knecht in seinem Bewerbungsschreiben an den Evangelischen Rat um die Stelle des Kanzlisten oder des Kollaborators, 20. November 1749.
- 10 Zur Geschichte des Alumnatns vgl. Andrea Riotte, „Schön ist es auf Gottes Welt“. Geschichte des Knabenchorgesangs in Biberach, Biberach 2012. Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts bestand das evangelische Alumnat aus sechs Knaben, die für den Chorgesang im Gottesdienst zuständig waren und dafür unentgeltlich die Lateinschule besuchen durften, wo sie auch Gesangs- und Instrumentalunterricht erhielten. Die Sänger wurden für ihre Dienste überdies mit Getreide entlohnt; ebd., S. 30-39.
- 11 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1740, Scholarchatsprotokoll 1707-1800, fol. 49 verso; auch ebd., Bestell-Nr. 1701, S. 220.
- 12 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2264, L 8.
- 13 Als Johann Adam Knecht der Jüngere nach der Konversion seines Sohnes beim Schussenrieder Prälaten vorstellig wurde, entgegnete dieser ihm lediglich, „der Sohn seye wohl versorgt“; Zitat Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1701, S. 220.
- 14 KPfAB, C I, L 33, 29.9.1743.
- 15 Johann Andritsch (Bearb.), Die Matrikeln der Universität Graz, Band 6/4 (1711-1765), Graz 2002, S. 193.
- 16 Vgl. zum Folgenden Knechts Bewerbungsschreiben an den Evangelischen Rat im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2036, 30.10.1749.
- 17 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1701, S. 586.
- 18 Zum Folgenden Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1740, Scholarchatsprotokoll 1707-1800, 20.11.1749. Knechts Bewerbungsschreiben befindet sich im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2035, L 16.
- 19 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2192, L 4.
- 20 HHStAW, RHR Decisa Judicialia, Kart. 729, Reichshofratsrelation 1752; auch ebd., Kart. 743, Schreiben des Katholischen Rats an den Reichshofrat, praes. 30.10.1750, Lit. A, kaiserliches Urteil vom 1.4.1749.
- 21 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 3816, angefertigt von Johann Georg Knecht am 1. November 1768.
- 22 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1701, Evangelisches Ratsprotokoll vom 9. Dezember 1749, S. 612.
- 23 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 3000, Taufregister, 30. September 1752, S. 248. Justin Heinrich von Hillern übernahm auch die Patenschaft für den zweiten Sohn, den 1754 geborenen Johann Georg Ludwig Adam Knecht; vgl. ebd., S. 303.
- 24 Vgl. auch <http://home.versanet.de/~rk-1038574/cdund.htm>.
- 25 Vgl. Kleindienst, Häuserbuch, Bd. 2, S. 647. Das Haus wurde beim Bombenangriff am 12. April 1945 zerstört. Zahlreiche Abbildungen des Zustandes vor und nach dem Bombenangriff auf die östliche Altstadt finden sich im Sonderheft Nr. 1 (1985) der Heimatkundlichen Blätter für den Kreis Biberach. Zu Obstmarkt 3 insbesondere S. 12 f., S. 26, S. 30.
- 26 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2989, Seelenregister.
- 27 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2192, L 4.
- 28 Vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2267, L 5, Stundenplan vom 15. Juni 1761.
- 29 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2192, L 4 (um 1753).
- 30 Er wurde „mit einem derben Verweiß abgewießen“; Zitat Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1702, 18. Dezember 1755, S. 105.
- 31 Jährlich hatte ein Schüler 1 fl. an den Kollaborator zu entrichten. Er hätte ungefähr 30 Schüler gebraucht, um ein ausreichendes Einkommen zu erzielen.
- 32 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2235, L 10; auch Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1701, 11. Februar 1752, S. 215.
- 33 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2235, L 26; auch Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1702, 16. Februar 1758, S. 180, Bitte Kollaborator Knechts um ein Darlehen von 50 fl., das er jährlich mit 10 fl. zurückzahlen wolle.
- 34 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1974, L 4, Zitation vom 3. März 1760.
- 35 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1740, Scholarchatsprotokoll vom 18. Januar 1762, fol. 79.
- 36 Ebd., fol. 82.
- 37 Seit 1788 veröffentlichte Knecht in dieser Zeitschrift. Sein erster Beitrag erschien unter folgendem Titel: J. H. K.[necht], Etwas über das Präludiren überhaupt, und über diejenigen fugirte Vorspiele, welche nach und nach in die musikalische Anthologie eingerückt werden sollen, insbesondere. In: Musikalische Real-Zeitung Nr. 13, 1788, Sp. 98-110.
- 38 Vgl. Lebensbeschreibung Herrn Justin Heinrich Knecht, evangelischen Schullehrers und Musikdirektors der freien Reichsstadt Biberach. In: Musikalische Real-Zeitung für das Jahr 1790, Speyer 1790, Nr. 6, Sp. 41.
- 39 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1703, 15. Dezember 1761, S. 38 f.
- 40 Lebensbeschreibung Herrn Justin Heinrich Knecht, Sp. 43.
- 41 Ebd., Sp. 42.
- 42 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1740, Scholarchatsprotokoll vom 14. Januar 1763, fol. 86.
- 43 Stadtarchiv Biberach, C 5 Bd. 9, Evangelisches Ratsprotokoll vom 14. Oktober 1762, S. 78.
- 44 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1740, Scholarchatsprotokoll vom 18. Januar 1762, fol. 82.
- 45 Ebd., fol. 83.
- 46 Stadtarchiv Biberach, C 5 Bd. 9, Evangelisches Ratsprotokoll vom 14. Oktober 1762, S. 78 f. Die Wahl Johann Jakob Brechters (1734-1772) zum Siechenprediger hatte zu einer Spaltung des Evangelischen Rats und zu massiver Polarisierung der Bürgerschaft geführt. Johann Georg Knecht

- stand auf der Seite der von Bürgermeister Johann von Hillern und Kanzleiverwalter Wieland geführten Brechter-Partei. Die evangelische Bürgerschaft lehnte Brechter fast durchgängig ab.
- 47 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1740, Scholarchatsprotokoll, fol. 84.
- 48 Stadtarchiv Biberach, C 5 Bd. 9, Evangelisches Ratsprotokoll vom 14. Oktober 1762, S. 78.
- 49 Statt im Dezember 1768 wie geplant den Weihnachtsgesang zu leiten, begab sich Knecht in die Komödie und anschließend ins Wirtshaus. Das Scholarchat monierte, er habe die Gewohnheit, das ihm beim Gassengesang angebotene Bier „auf der Stelle mit unterbrochenem Gesang zu verschlucken“; vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1740, Scholarchatsprotokoll vom 3. Januar 1769, fol. 92.
- 50 Stadtarchiv Biberach, C 5 Bd. 9, Evangelisches Ratsprotokoll vom 14. Oktober 1762, S. 79.
- 51 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2192, L 6, Schreiben Knechts vom 31. Januar 1771.
- 52 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2266, L 12, 9. März 1763; auch ebd., Bestell-Nr. 2192, L 5, Knechts Klage über seine geringen Einkünfte (1763).
- 53 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2397. Bei der Beförderung zum „oberen Alumnus“ erhöhte sich der Betrag auf 10 fl.
- 54 Wieland-Archiv Biberach, Inv. 1443.
- 55 Im Musikalienverzeichnis der Komödiantengesellschaft sind sie aufgeführt: Musikalien „zum Henrico Aucupe“, der 1756/57, „zum König Manasse“, der 1757, „[zur] Spanischen Zigeunerin“, die 1758, und „zum Carolo XII“, der 1759 aufgeführt worden war; vgl. Wieland-Archiv Biberach, Inv. 1443, S. 154. Die Musikstücke haben sich nicht überliefert.
- 56 Zum Folgenden Wieland-Archiv, Inv. 1443, S. 101. Offerdinger zufolge hatte Justin Heinrich Knecht das Singspiel zum Hubertusburger Frieden sogar komponiert; vgl. Ludwig Felix Offerdinger, Geschichte des Theaters in Biberach. In: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, Bd. 6 (1883), S. 36-45, 113-126, 229-242, hier 122. Von Wieland als Verfasser des Textes wurde gemutmaßt (vgl. Thomas C. Starnes, Christoph Martin Wieland. Leben und Werk. Aus zeitgenössischen Quellen chronologisch dargestellt, Bde. 1-3, Sigmaringen 1987, Bd. 1, S. 238 f.). Aus den Quellen im Evangelischen Archiv geht nur hervor, dass der Evangelische Rat per Dekret ein Friedensdankfest auf den 6. Juni 1763 anordnete; vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1858, L 25. Im Evangelischen Ratsprotokoll ist das Friedensfest zwar wiederholt erwähnt, nicht aber die Theateraufführung samt Singspiel aus Anlass des Festes; vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1703, S. 109.
- 57 Zum Folgenden Musikalische Real-Zeitung für das Jahr 1790, Speyer 1790, Nr. 6, Sp. 42.
- 58 Ebd., Sp. 42 und 43.
- 59 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2989, Seelenregister.
- 60 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1740, Scholarchatsprotokoll vom 10. Januar 1766, fol. 87.
- 61 Zum Folgenden ebd., fol. 88.
- 62 Gabriele von Koenig-Warhausen, Wirtschaftskrieg zwischen Biberach und Warhausen im Jahr 1766. In: Ulm und Oberschwaben, Bd. 36 (1962), S. 219-234, hier 221; Starnes, Wieland, Bd. 1, S. 290-293.
- 63 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1705, 17. März 1766, S. 32; auch Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2192, L 6, Kantor Knecht retrospektiv am 31.1.1771.
- 64 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1705, 17. März 1766, S. 31. Auch Wieland strebte, wie sein Briefwechsel mit dem schon 1764 für ein Biberacher Schulam ins Auge gefassten Christian Friedrich Daniel Schubart zeigt, 1766 vor dem Hintergrund der von ihm ausgearbeiteten Schulreform nach Stellenumbesetzungen an der Lateinschule; vgl. Wielands Briefwechsel (künftig abgekürzt: WBr). Hg. von Hans Werner Seiffert und Siegfried Scheibe, 20 Bde. Berlin 1963-2007, hier WBr 3, S. 284 f., 379 f., 385 und 419 f.
- 65 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1705, 1. August 1765, S. 15. Am 4. April 1769 wurde Justin Heinrich von Hillern zum Kirchen- und Kapellenpfleger sowie zum Scholarchen befördert; vgl. ebd., S. 176 f. Erst am 1. August 1791 übernahm er nach der Amtsniederlegung von Zells das Amt des Bürgermeisters, starb aber schon am 28. Oktober 1792; vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1710, S. 213 und S. 256. Diese Zeitspanne war zu kurz, um das ehemals bestehende Klientensystem wieder aufleben zu lassen.
- 66 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1705, 17. März 1766, S. 31.
- 67 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1740, Scholarchatsprotokoll vom 7. Januar 1767, fol. 91.
- 68 Ebd., Scholarchatsprotokoll vom 4. Januar 1768, fol. 92.
- 69 Zum Folgenden Ladenburger, Knecht, S. 29; Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1705, Protokoll vom 3. September 1767, S. 53-55.
- 70 Zitat Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1705, Protokoll vom 3. September 1767, S. 53.
- 71 Vgl. den Auszug aus Knechts Bittschrift bei Ladenburger, Knecht, S. 29.
- 72 Die Stiftung ist niedergelegt in Stadtarchiv Esslingen, Bestand Reichsstadt U 1734. Hiller wird unter den Kollegiaten des Alumneums als „ein Wohlthäter des Kollegiums“ aufgeführt; vgl. Johann Jakob Keller, Das Jubiläum der zweihundertjährigen Stiftung des Collegii Alumnorum in Eßlingen 1798, Esslingen 1798, S. 20 (http://idb.uni-tuebingen.de/diglit/LII19_qt).
- 73 Vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1705, Protokoll vom 3. September 1767, S. 53 f. Daniel Hiller selbst hatte keine Klausel über privilegierte Behandlung seiner Verwandtschaft in sein Legat aufgenommen; vgl. Stadtarchiv Esslingen, Bestand Reichsstadt U 1734.
- 74 Ladenburger, Knecht, S. 29.
- 75 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1705, Protokoll vom 3. September 1767, S. 54.

- 76 Ebd., Protokoll vom 8. November 1768, S. 143 f.
- 77 Ebd., Protokoll vom 3. September 1767, S. 55.
- 78 So in Wielands Diktion als Protokollführer zu lesen im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1705, Protokoll vom 3. September 1767, S. 54.
- 79 Vgl. Stadtarchiv Esslingen, Bestand Reichsstadt, Ratsprotokoll vom 8. Oktober 1767. Biberach führte Esslingen gegenüber ein Ratsdekret vom 22. Januar 1743 an, das Hillers Verwandten offenbar ein Vorrecht einräumte. Weil in den Biberacher Evangelischen Ratsprotokollen vom 8. Oktober 1742 bis 24. Januar 1743 eine Lücke in der Überlieferung klafft, lässt sich der Sachverhalt nicht überprüfen.
- 80 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1705, Protokoll vom 7. Dezember 1767, S. 76 f.; ebd., Protokoll vom 19. September 1768, S. 131 f.
- 81 Ebd., Protokoll vom 4. Juli 1768, S. 127; Ladenburger, Knecht, S. 31 f.
- 82 Vgl. Stadtarchiv Esslingen, Bestand Reichsstadt, Ratsprotokoll vom 16. August 1768, in dem auf seine „Intercession“ verwiesen wird.
- 83 Nach Auskunft von Frau Ursula Kümmel vom Stadtarchiv Esslingen haben sich dort keine Schreiben aus der Biberacher Kanzlei aus Wielands Amtszeit erhalten. Hinweise auf die Korrespondenz zwischen Biberach und Esslingen im Rahmen von Knechts Aufnahme in das Alumneum finden sich im Biberacher und im Esslinger Ratsprotokoll.
- 84 Keller, Das Jubiläum der zweihundertjährigen Stiftung des Collegii Alumnorum, S. 28.
- 85 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1707, S. 11.
- 86 Musikalische Real-Zeitung, Nr. 6, Sp. 44.
- 87 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1707, S. 11.
- 88 Ladenburger, Knecht, S. 36.
- 89 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1707, S. 11.
- 90 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1711, S. 397. Zum Kontext des Rückblicks vgl. unten S. 21.
- 91 Dieter Martin und Andrea Riotte, Wieland in Tübingen (Spuren 101), Marbach am Neckar 2014, S. 8 f.
- 92 Eine Verwandte Hochmanns, Sibylla Gundelfinger, die in dem als Berechtigungsnachweis angeführten Wielandschen Stammbaum aufgeführt ist (vgl. Universitätsarchiv Tübingen 39/21,3 (2) Nr. 194, 27.02.1752), war mitnichten Christoph Martin Wielands Vorfahrin; dazu Ferdinand Friedrich Faber, Die württembergischen Familienstiftungen nebst genealogischen Nachrichten über die zu denselben berechtigten Familien, 11. Heft, Stuttgart 1855, XXXII, S. 22.
- 93 Faber, Die württembergischen Familienstiftungen, S. 35.
- 94 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2192, L. 6.
- 95 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1707, 17. September 1771, S. 23 f.
- 96 Zum Folgenden Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1740, Scholarchatsprotokoll vom 19. September 1771, fol. 99.
- 97 So der Esslinger Rektor Böckh am 12. Oktober 1769; zitiert nach Ladenburger, Knecht, S. 33 f.
- 98 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1707, 24. September 1771, S. 26. Letzteres Amt samt Titel wurde eigens für Knecht geschaffen.
- 99 Hoc opus compositum conscriptumque est a Justino Henrico Knecht, Praeceptore et Directore Musices, ao. MDCCCLXXII. Die Handschrift in der Universitätsbibliothek Tübingen Mk 28 ist online einsehbar unter dem Link: <http://idb.uni-tuebingen.de/diglit/Mk28>.
- 100 1773 wurde über Knechts Unfleiss geklagt, der beim Donnerstagschoral immer wieder fehle (vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1740, Scholarchatsprotokoll vom 27. Mai 1773, fol. 103). Finanzielle Motive bewogen ihn 1775, den Rat um die Erlaubnis zu bitten, künftig auch deutsche Schulknaben unterrichten zu dürfen, da seine Lateinklasse nur schwach besucht sei, weil die Eltern ihre Kinder nicht mehr Latein lernen lassen wollten (ebd., fol. 105). Der Rat gab seinem Begehren weder jetzt noch später statt, als er erneut um Einführung einer deutschen Ordnung in der Lateinschule bat (vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1710, 15. März 1786, S. 61 f.). Als er am 24. Oktober 1786 einmal mehr insistierte, ihm auch deutsche Schulknaben zuzuweisen, hielt der Rat seine Klage über seine schlechte Einkommenslage für berechtigt und holte ein Gutachten des Scholarchats ein (Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1710, S. 79). Zu einer grundlegenden Veränderung der schulischen Verhältnisse kam es aber nicht.
- 101 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1710, S. 256 f.
- 102 Im Kontext seiner Bewerbung um die Stelle des Stuttgarter „Direktor[s] beim Orchester“ verwies Knecht darauf, dass seine bisherigen „musikalischen Nebenarbeiten [...] ihm jährlich immer mehrere hundert Gulden von den Buch- und Musikhändlern eintrugen“; vgl. Ladenburger, Knecht, S. 123.
- 103 Vgl. unten S. 22.
- 104 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1710, Protokoll vom 29. Oktober 1792, S. 256 f.
- 105 Zum Folgenden Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1711, Votum Bürgermeister Stechers vom 19. Juni 1797, S. 315-356; dazu auch unten S. 22.
- 106 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1711, 19. Juni 1797, S. 321.
- 107 Auch Ladenburger, Knecht, S. 105 f.
- 108 Der Edelsteinschneider wurde von Wieland am 9. Januar 1768 als „Ami Schmelz“ bezeichnet; vgl. WBr 3, S. 494 f. Er und seine Frau, die als Amtsbote und Amtsbotin für den Briefverkehr nach Warthausen zuständig waren, sprachen regelmäßig bei Wieland vor, wie sein Briefwechsel mit Sophie La Roche zeigt.
- 109 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 3001, S. 265.
- 110 Starnes, Wieland, Bd. 1, S. 348.
- 111 WBr 5, Brief Wielands an Knecht vom 30. Dezember 1776, S. 577. Am 12. Oktober 1787 leitete Justin Heinrich von Hillern 77 fl. an Wieland weiter, die Knecht ihm für den Absatz des Teutschen Merkurs in Augsburg, Schussenried und Radolfzell eingehändigt hatte; vgl. WBr 9, S. 333.
- 112 WBr 5, Brief Wielands an Knecht vom 30. Dezember 1776, S. 577.

- 113 Zum Folgenden Kleindienst, Häuserbuch, Bd. 1, S. 231.
- 114 1778 ist von einem Darlehen von 100 fl. die Rede, das Knecht wegen eines Hauses aufnahm (vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1708, S. 193). Vielleicht zahlte er Miterben seiner Frau aus oder erwarb Wohnfläche für seine wachsende Familie hinzu.
- 115 Kleindienst, Häuserbuch, Bd. 1, S. 231.
- 116 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 2989, Seelenregister.
- 117 Justin Heinrich Knecht, Gemeinnütziges Elementarwerk der Harmonie und des Generalbasses, Augsburg 1792, VIII f.
- 118 Das Gartenhaus war von 1766 bis 1769 im Besitz des Predigers Johann Heinrich Kirchwegger, danach gehörte es dem Schönfärber Johann Jakob Schmid. 1781 gelangte es in den Besitz von dessen Schwiegersohn, Schönfärber Johann Kaspar Hetsch; zu den Besitzverhältnissen vgl. Hans Radspieler, Christoph Martin Wielands Gartenhaus in der Saudengasse. In: *Zeit und Heimat* 26 (1983), S. 43-48; Heinrich Bock und Hans Radspieler, Gärten in Wielands Welt (*Marbacher Magazin* 40), Marbach 1986, S. 7.
- 119 Stadtarchiv Biberach, C 5 Bd. 9, Evangelisches Ratsprotokoll vom 17. August 1761, S. 19.
- 120 Wechselgesang der Mirjam und Debora [...], in Musik gesetzt und Herrn Hofrath Wieland zugeeignet, von Justin Heinrich Knecht, Leipzig 1781; auch Starnes, Wieland, Bd. 1, S. 697.
- 121 Zum Folgenden WBr 8, S. 90.
- 122 Zum Folgenden ebd., S. 91.
- 123 Zum Folgenden WBr 8, 14. Februar 1784, S. 194 f.
- 124 WBr 8, Wielands Brief an Justin Heinrich von Hillern vom 9. Januar 1784, S. 183 f.
- 125 Ebd., Brief an von Hillern vom 14. Februar 1784, S. 193.
- 126 Ebd., Brief an Knecht vom 14. Februar 1784, S. 195.
- 127 Ebd.
- 128 Tina Hartmann, *Dramatische Werke*. In: Jutta Heinz (Hg.), *Wieland-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*, S. 169-180, hier 173.
- 129 WBr 8, Brief an Knecht vom 14. Februar 1784, S. 195.
- 130 Wieland hatte das in Prosadialogen bestehende Libretto, das anfänglich dem Weimarer Liebhabertheater zugeordnet war, 1779 im *Teutschen Merkur* veröffentlicht; vgl. Hartmann, *Dramatische Werke*, S. 179.
- 131 WBr 8, Brief an Knecht vom 14. Februar 1784, S. 195 f.
- 132 Brief Knechts an Wieland vom 2. Mai 1784, in dem er seine Enttäuschung darüber ausdrückte, dass die Vertonung der „Pandora“ nun doch nicht möglich sei; vgl. WBr 8, S. 240. Ein zuvor über von Hillern an Knecht gesandter Brief Wielands vom 16. April 1784, in dem er vielleicht die Gründe dafür darlegte, hat sich nicht erhalten; vgl. WBr 8, S. 234. Knecht gab die Hoffnung aber nicht auf, sondern brachte Pandora nochmals ins Gespräch. Am 25. August 1784 ließ er Wieland wissen, dass der ehemalige Mannheimer Kapellmeister Georg Joseph Vogler (1749-1814) wieder in Deutschland sei und ihn nach München eingeladen habe. Knecht schrieb, er wolle nicht mit leeren Händen reisen, sondern dorthin gern „etwas Neues auch für das Theater mitbringen“. Dabei denke er an „Pandora“; vgl. WBr 8, S. 286. Das ist Knechts letzter erhaltener Brief an Wieland, von dem keine Reaktion auf diesen Vorstoß Knechts überliefert ist.
- 133 Vielleicht handelte es sich um den über von Hillern an Knecht gesandten Brief vom 16. April 1784; vgl. WBr 8, S. 234.
- 134 WBr 8, Brief Knechts an Wieland vom 2. Mai 1784, S. 240.
- 135 Zum Folgenden WBr 8, Brief Wielands an Knecht vom 8. August 1784, S. 276 f. Knecht hatte seine Komposition einem jungen Schussenrieder Mönch vorgespielt und große Wirkung bei diesem erzeugt, die sich Wieland lieber nicht vorstellen mochte.
- 136 Ebd., S. 278.
- 137 WBr 8, Brief Knechts an Wieland vom 25. August 1784, S. 286.
- 138 Vgl. Franz Schlegel, Justinus Heinrich Knecht, ein Biberacher Komponist. *Biographie und Werkverzeichnis* (Biberacher Studien 3), Biberach 1980, S. 35 f.; Starnes, Wieland, Bd. 2, S. 16.
- 139 *Musikalische Korrespondenz der deutschen Filarmonischen Gesellschaft für das Jahr 1790*, Nr. 1, 7. Juli 1790, Speyer 1790, Sp. 6; auch abgedruckt in WBr 10, S. 346.
- 140 *Ladenburger, Knecht*, S. 105 f.
- 141 WBr 10, Brief Hauffs vom 29. Juli 1790, S. 378.
- 142 Ebd., S. 377 f.
- 143 Zum Folgenden ebd., S. 378.
- 144 WBr 10, Brief Hauffs vom 15. Dezember 1790, S. 429 f.
- 145 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1710, 24. Oktober 1791, S. 185.
- 146 WBr 11, Brief Hauffs an Wieland vom 14. Februar 1791, S. 37.
- 147 Ebd.
- 148 Ebd., S. 36 f.
- 149 Ebd., Zitat aus Hauffs Brief vom 14. Februar 1791 an Wieland, S. 37.
- 150 Vgl. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1711, S. 327 f.
- 151 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1711, 19. Juni 1797, S. 307; auch Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1816.
- 152 Zum Folgenden Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1711, 19. Juni 1797, S. 308.
- 153 Knecht bezog seit 1792 ein Jahresgehalt von 281 fl. für das Musikdirektorium und die Organistenstelle; vgl. ebd., S. 318.
- 154 Ebd., S. 316.
- 155 Ebd., S. 311.
- 156 Ebd., S. 315-356.
- 157 Ebd., S. 321.
- 158 Ebd., S. 352.
- 159 Andrea Riotte, „Übrigens ist und bleibt es Reichsstadt, wo nur einige die so wohlthätige Strahlen einer wahren Aufklärung empfinden“. *Das Biberach Wielands*. In: Katharina Bechler und Dietmar Schiersner (Hgg.), *Aufklärung in Oberschwaben. Barocke Welt im Umbruch*, Stuttgart 2016, S. 33-67, hier 38 f.
- 160 Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Dekanatsarchiv Biberach Bestell-Nr. 1711, S. 350.
- 161 Zum Folgenden ebd., Protokoll vom 31. August 1797, S. 398 f.
- 162 Ebd., S. 402.
- 163 Ebd., Protokoll vom 22. September 1797, S. 427.